

Postverlagsort Köln Ausgabe  
**ZB**  
**ILLUSTRIERTE**  
Für Menschen im Atomzeitalter



# In der Sahara ticken Geigerzähler

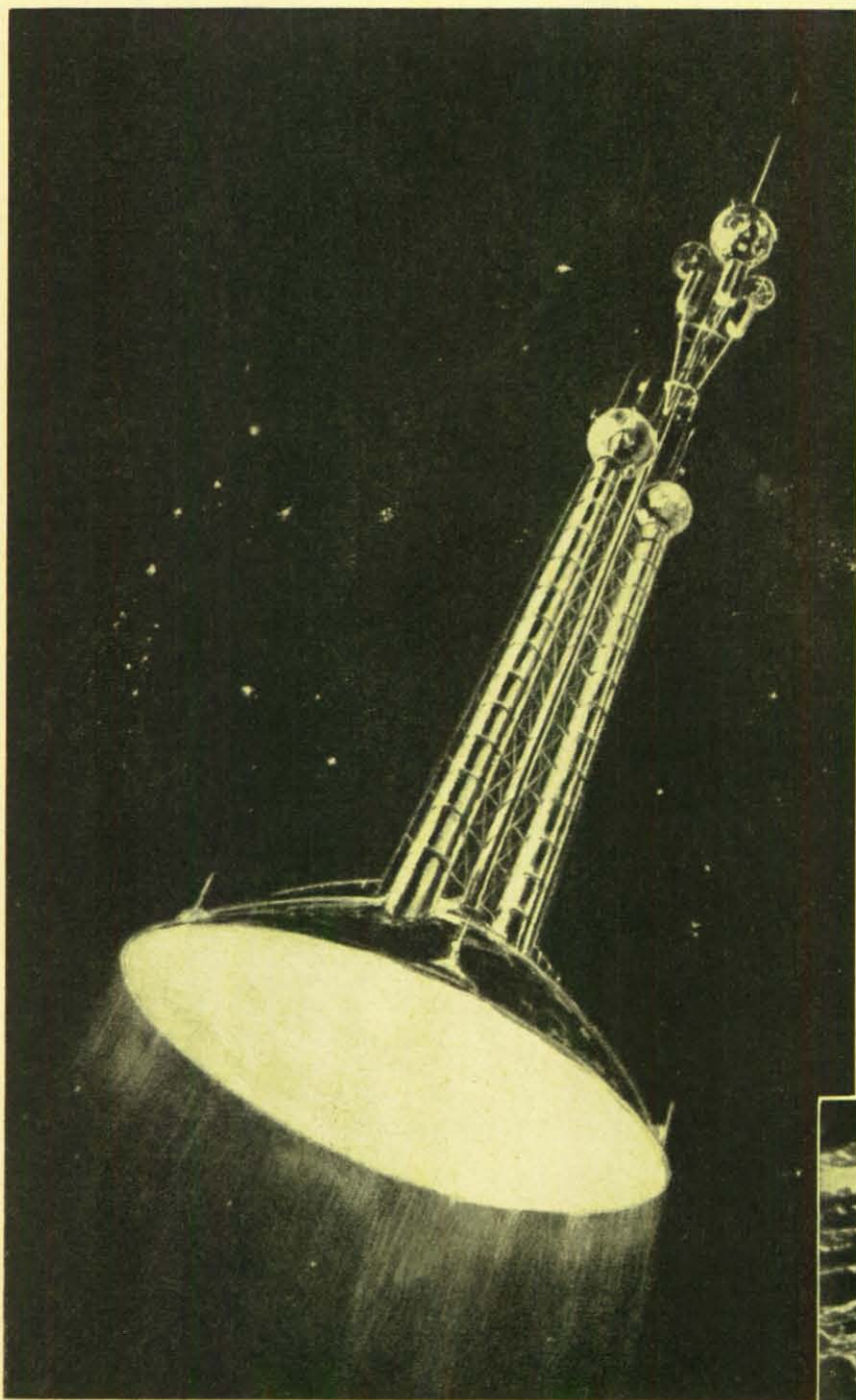
Großer Bildbericht aus Algerien auf den Seiten 4 und 5



# Der interplanetarische

Die Weltraumforschung ist keine utopische Angelegenheit mehr. Sie ist längst ernste Wissenschaft geworden. Vor wenigen Monaten erlebte die Menschheit den Start künstlicher Monde. In wenigen Jahren schon wird es vielleicht bemannte Raumstationen geben. Werden diese vor kurzer Zeit noch fast unvorstellbaren Glanzleistungen des Forschergeistes dem echten Fortschritt dienen, oder bringen sie uns wieder neues unsagbares Leid?

# findet nicht



▲ **Wenn erst die Photonrakete soweit ist . . . !** Es gibt Raumfahrtexperten, die rechnen fest damit, daß es dann möglich ist, von der Erde aus zu den Planeten unseres Sonnensystems und sogar noch weiter in den Raum vorzustößen. Der Stuttgarter Forscher Dr. Eugen Sänger, auf den die Idee der Photonrakete zurückgeführt wird, glaubt, daß die Raumfahrt im natürlichen Plan der Menschheitsentwicklung liegt. Er hält es vom technischen Standpunkt aus aber für ausgeschlossen, bemannte Raumstationen, wie sie unsere Erde einmal umkreisen werden, für militärische Zwecke im heutigen Sinn, also für den Krieg zwischen Menschen zu verwenden, „weil sie wegen ihrer Empfindlichkeit und der astronomischen Regelmäßigkeit ihrer Bahn durch Flugabwehrkörper viel zu leicht zu zerstören sind.“

► **„Die Straße zu den Sternen“**, so heißt ein neuer sowjetischer Film über die Probleme des Raketenfluges zum Mond. Der von den Wissenschaftlichen Filmstudios in Leningrad produzierte Film sieht erst die Errichtung einer bemannten Raumstation vor, von der aus dann das Raumschiff startet. Das Foto zeigt das Filmmodell des sowjetrussischen Raumschiffes beim Flug über der Mondoberfläche.

**A**ls der schlanke, braunhaarige Mann das Rednerpult betritt, verstummen die Gespräche. Er spricht sein Englisch glatt, fließend, aber mit unverkennbar deutschem Akzent. Die wenigen zugelassenen Journalisten schreiben eifrig mit. Was der Redner da vor den Mitgliedern und Gästen der „Association of the US-Army“ zu sagen hat, das verspricht wieder eine Sensation zu werden.

Die helle Stimme des Sprechers entwirft ein bedrohliches Welt- und Zeitbild. Professor Wernher von Braun, V-2-Konstrukteur und Amerikas prominentester Raketenbauer, weiß, was er will, weiß, was er sagt. Es trägt nicht gerade dazu bei, die durch die russischen Sputnik-Erfolge erregten Gemüter zu beruhigen.

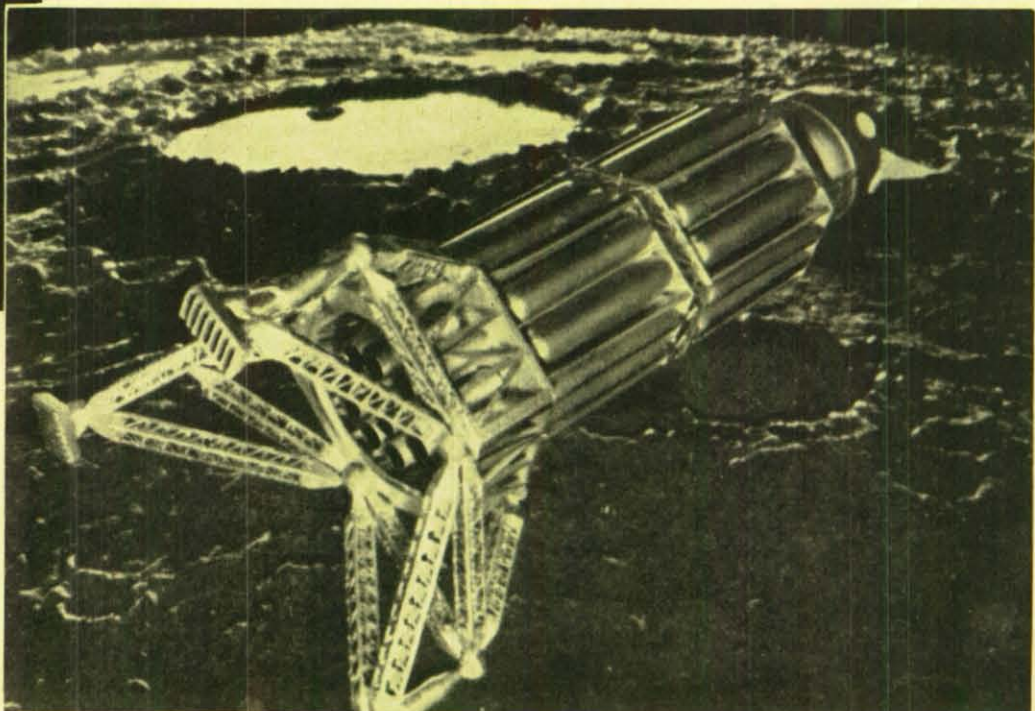
Mit bemannten Weltraumstationen, sagt er, kann in der Theorie jeder Ort der Erde angegriffen werden. Die große Geschwindigkeit, mit der eine solche Insel im All die Erdkugel umrunden würde, ist kein Hindernis. Gibt es erst bemannte Raumstationen — und es bestehen heute wohl keine Zweifel mehr, daß dies in wenigen Jahren schon der Fall sein kann —, ist es nicht allzu schwer, sie als Schlüsselement für ein Fernlenk Waffen-System zu verwenden. Ich warne die Welt — bemannte Satelliten können eine tödliche Bedrohung werden . . .

Der Raketen-Professor Wernher von Braun hat seine Meinung gesagt. Es ist die Meinung eines Mannes, der sich mit den Problemen der Raumfahrt und ihren Möglichkeiten seit vielen Jahren befaßt, der sie gründlich durchdacht und erforscht hat. Er gehört zu dem kleinen Kreis der wirklich Wissenden, und seine Warnung wirkt wie ein Keulenschlag.

★

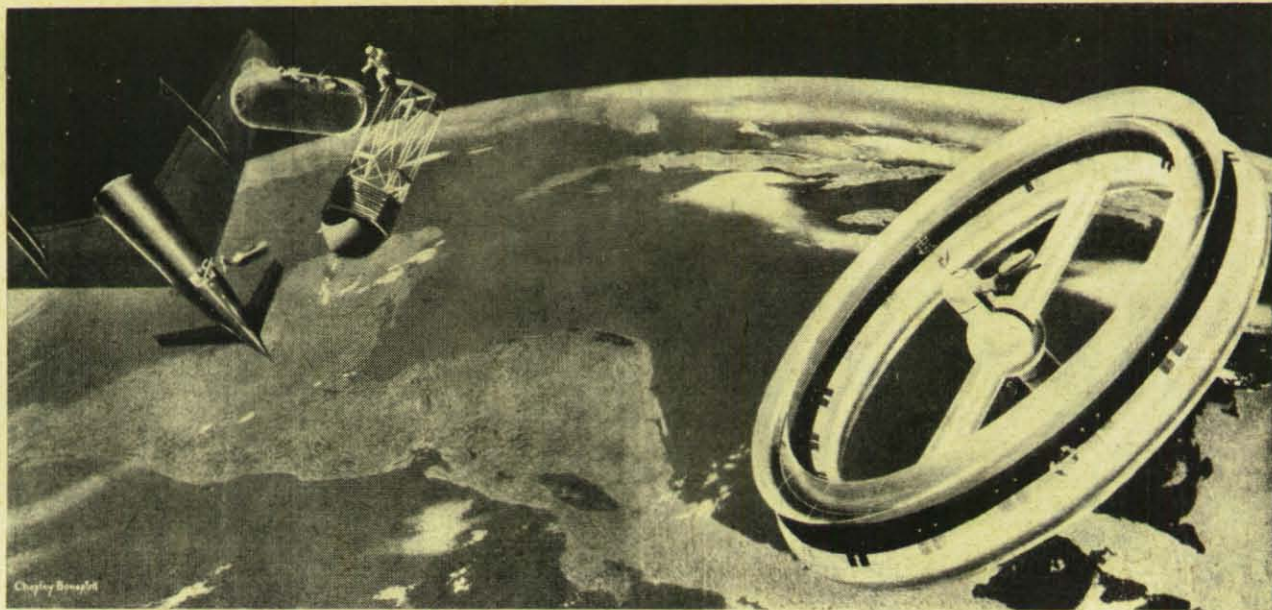
Aber: Sieht er nicht dennoch zu schwarz? Da ist zum Geophysikalischen Jahr auf dem amerikanischen Buchmarkt ein Werk der beiden Raketensachverständigen Erik Bergaust und William Beller erschienen, das auch vor kurzem in einer deutschen Übersetzung über den Krausskopf-Verlag, Wiesbaden, in den deutschen Buchhandel gegangen ist. Es heißt „Satelliten erforschen den Weltraum“ und kann jedem empfohlen werden, der sich mit den Problemen der Raketentechnik und der Weltraumfahrt auseinandersetzen will. Sein Anliegen ist es, „die Frage nach dem Nutzen der Satelliten im Weltraum zu beantworten und zu untersuchen, was sich die Menschen auf der Erde davon erhoffen dürfen“. (Aus der Einführung.) Hauptsächlich werden natürlich die Pläne und Möglichkeiten des amerikanischen Vanguard-Projektes besprochen

„Es wird uns klar, daß uns die Satelliten zu langfristigen Wettervorher-





# Krieg statt!



sagen verhelfen, die Verbesserung unserer Nachrichten- und Beförderungssysteme ermöglichen und das Auffinden von Bodenschätzen erleichtern können, daß sie aber auch militärische Lehren ändern und ganze Theorien über den Haufen werfen werden."

E. Bergaust und W. Beller meinen: „Der interplanetarische Krieg findet nicht statt!“ Die beiden Wissenschaftler gehen sehr unvoreingenommen an das schwierige und gefährliche Thema heran, was es, man ehe die beiden russischen Sputniks am Himmel kreisten. Ihre Gründe und Gegengründe sind sehr interessant. Sie schreiben:

„Es wird vielfach behauptet, daß einem Land mit einem künstlichen Erdsatelliten eine unschlagbare Waffe gegen einen militärischen Gegner in die Hand gegeben sei. Abgesehen davon, daß diese Hypothese als solche recht zweifelhaft ist, trifft sie aber ganz bestimmt für unsere ersten kleinen Satelliten mit ihrer bescheidenen Nutzlast ganz und gar nicht zu.

Die Lage mag vielleicht anders sein, wenn wir größere Satelliten bauen können, die Angriffs- und Verteidigungswaffen mit sich führen können. Aber auch solche militärischen Satelliten würden nach schon jetzt angestellten Betrachtungen keine militärische Überlegenheit bedeuten. Ob bemannt oder unbemannt, stellen sie bei aller Vielseitigkeit des kriegerischen Einsatzes doch recht empfindliche Ziele dar, die mit den von einem möglichen Gegner sicher dann auch entwickelten wirkungsvollen Abwehrwaffen vernichtet werden können.

Die Verfechter der militärischen Überlegenheitsidee vertreten die Auffassung, daß ein mit optischen Beobachtungsmitteln ausgerüsteter Satellit ständig ein waches Auge über das feindliche Gebiet haben würde und daß ihm größere Industrieanlagen, umfangreichere Truppenbewegungen, Vorbereitungen zum Einmarsch in ein anderes Land, wie überhaupt alle das Normalmaß überschreitenden militärischen Aktivitäten nicht entgehen könnten. Diese Überlegung mag für die Begleiterscheinungen der vergangenen Kriege zutreffen, sie braucht für möglicherweise kommende Ereignisse nicht notwendigerweise richtig zu sein. Die militärischen Taktiken haben sich geändert. Man hat sich auf eine Kriegführung mit Atomwaffen

und Lenkgeschossen eingestellt und Maßnahmen getroffen, daß lohnende strategische Ziele entweder überhaupt nicht vorhanden oder aber so geschützt sind, daß sie der Erkundung durch den Gegner und einem Angriff mit Fernwaffen entzogen werden. Man vermeidet den Bau großer Industrieanlagen und deren Zusammenballung auf wenige Bezirke und verteilt sie in kleineren Objekten, deren Vernichtung keinen zu großen Schaden mehr bedeutet und die als strategisches Ziel daher auch uninteressant werden und so der Zerstörung vielleicht überhaupt entgehen, auf weite Flächen. Oder man verlegt lebens- und kriegswichtige Industrieeinrichtungen unter die Erde, womit sie überhaupt dem Zugriff entzogen sind und kaum ausgehört werden können. Dieses Verfahren hat man sich im letzten Krieg schon in weitem Maße bedient. Auch die Luftwaffe wird sich unterirdischer Absprungbasen bedienen. Aus skandinavischen Ländern wird z. B. berichtet, daß man dort immer mehr dazu übergeht, die Startbahnen der Luftstreitkräfte in die Felsen der dort besonders zahlreichen Gebirge zu verlegen. Vielleicht lassen aber auch widrige Wetterverhältnisse eine Beobachtung der Vorgänge auf der Erde durch den Satelliten nicht zu. Die Flugzeuge könnten bei Nebel starten, sie könnten es bei Nacht tun oder auch dann, wenn vielleicht gerade einmal gar kein Satellit da ist, um sie zu beobachten. Dasselbe gilt auch für größere Truppenbewegungen, obwohl es zweifelhaft ist, daß in einem künftigen Kriege wegen der verheerenden Wirkung der Massenvernichtungsmittel überhaupt noch mit nennenswerten Truppenansammlungen zu rechnen ist. Der Einsatz stärkerer Truppenverbände könnte allenfalls noch zur Besetzung des feindlichen Gebietes nach einer gewissen Kriegsdauer notwendig sein, aber zu einem solchen Zeitpunkt wären die Raumwaffen des Gegners ohnehin nicht mehr einsatzfähig oder zerstört.

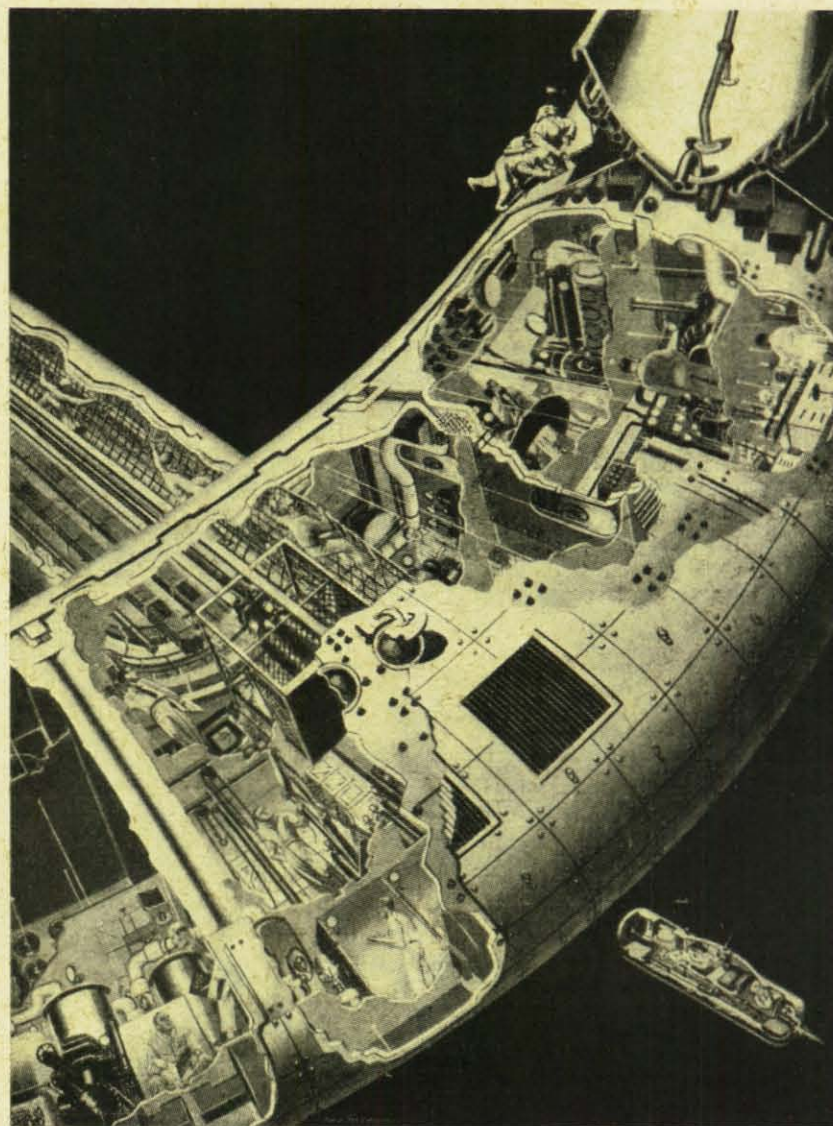
Wenn der Satellit also offensichtlich schon so wenig zur militärischen Aufklärung über dem feindlichen Gebiet taugt, könnte man ihn dann wenigstens als Abschußbasis für Atomgeschosse verwenden? Wenn die Atomgeschosse einen Sinn haben soll, müßten wir zu diesem Zweck natürlich einen „langlebigen“ Satelliten haben, der also — falls ihm der böse Feind nicht inzwischen den

Garaus macht — ständig seine Bahn zieht und von einer geeigneten Schußposition aus einer verderbten Ladung losläßt. Damit ergibt sich aber von selbst — genau wie bei dem ältesten Vorderlader und dem modernsten Ferngeschütz — die Notwendigkeit, ihn von Zeit zu Zeit mal wieder aufzuladen. Wie bringt man aber die Atomgeschosse zu ihm hinauf, der in einigen hundert Kilometern Höhe mit einer Geschwindigkeit von einigen ... zigtausend Kilometern in der Stunde dahinfliegt? Etwa auch wieder mit einer ferngelenkten Rakete, die dann „oben“ ihr Transportgut auf den Satelliten umlädt? Bei allem Optimismus und allem Glauben an die fast unbeschränkten Möglichkeiten der Technik dieses Verfahrens die gewisse Zweifel zu setzen.

Fortsetzung Seite 21

▲ **Diese erste Station der Reise zum Mond**, von dem Amerikaner Chesley Bonestell mit dem Zeichenstift festgehalten, ist kein Phantasieprodukt, sondern das ernst zu nehmende Ergebnis der Zusammenarbeit mit Raumspezialisten unter der Leitung von Prof. Wernher von Braun. Rechts die Raumstation, die in 1700 km Höhe schwerelos die Erde umrundet, links wird die eigentliche Mondrakete, das Raumschiff, mit Hilfe von „Raumtaxi“ beladen und „klar“ gemacht. Beim Start aus 1700 km Höhe braucht die Rakete nicht erst den Luftwiderstand der Erdatmosphäre zu überwinden. Sie spart also viel Energie.

▼ **So lebt man in der Raumstation**, die das Forscherteam unter Leitung Wernher von Brauns bereits fertig durchkonstruiert hat — wenigstens auf dem Reißbrett. (Zeichnung: Fred Freeman.) Die Besatzung soll, das hat Prof. von Braun, in einem seiner Bücher selbst bestimmt, nicht aus Abenteurern zusammengesetzt sein, sondern aus besonders sorgfältig ausgesuchten Männern von ausgeglichener Wesensart. Jeder einzelne von ihnen wird eine Spezialausbildung durchmachen müssen, denn „oben“ dürfte es wichtig sein, daß man z. B. in technischer Hinsicht autark ist.





Öl, Kohle, Erze, Diamanten  
Schätze unterm Wüstensand

# In der Sahara ticken



*Hart ist das Leben der Aufständischen, erbarmungslos ihr Kampf gegen überlegene französische Truppen. Von sicheren Schlupfwinkeln aus unternehmen sie blitzartige Überfälle. Die Gebirge Algeriens sind reich an Schluchten und Pässen, die nur dem Kundigen zugänglich und leicht zu verteidigen sind. Der Winter bringt oft Eis und Schnee und klirrenden Frost. Der Nachschub wird äußerst mühsam mit den Maultieren hergeschafft.*

◀ *Unabsehbar weit dehnen sich die Dünen aus rotgelbem Wüstensand. Nachts ist es bitterkalt hier. Am Tage preßt eine erbarmungslose, grelle Sonne den Schatzsuchern den letzten Tropfen Feuchtigkeit aus dem Leibe. An jedem Wasserloch wird Station gemacht, um die Tanks mit dem kostbaren Stoff aufzufüllen. Am Abend stellt man die Fahrzeuge im Halbkreis zusammen und schlägt in ihrem Schutz die Zelte auf. Dann teilt der Expeditionsleiter die Wachen ein. Die Maschinenpistolen liegen ständig griffbereit. Denn in der Sahara ist das Leben äußerst gefährlich!*



*Getrocknete Bohnen mit Speck sind eine Delikatesse für Männer, die lange den Strapazen einer „Schatzexpedition“ ausgesetzt waren. Sie wissen einen tüchtigen Koch zu schätzen. In Gebirgsgegenden ist das Brennmaterial auch nicht so knapp wie in der Sandwüste. Dort gibt es sogar Bäume, und dann wird mit besonderer Vorliebe auf einem Holzfeuer abgekocht.*



◀ *Algerien ist unser Land, erklären die Aufständischen. Wir zählen hunderttausend Mann, und wir kämpfen bis zum letzten Atemzug oder — bis der letzte Franzose algerischen Boden verlassen hat. Es bleibt nicht aus, daß in dem blutigen Kleinkrieg, der sich schon mehr als drei Jahre hinzieht, auf beiden Seiten Gefangene gemacht werden. Ungewiß ist das Schicksal hunderter Franzosen, die den Rebellen bisher lebend in die Hände gefallen sind.*



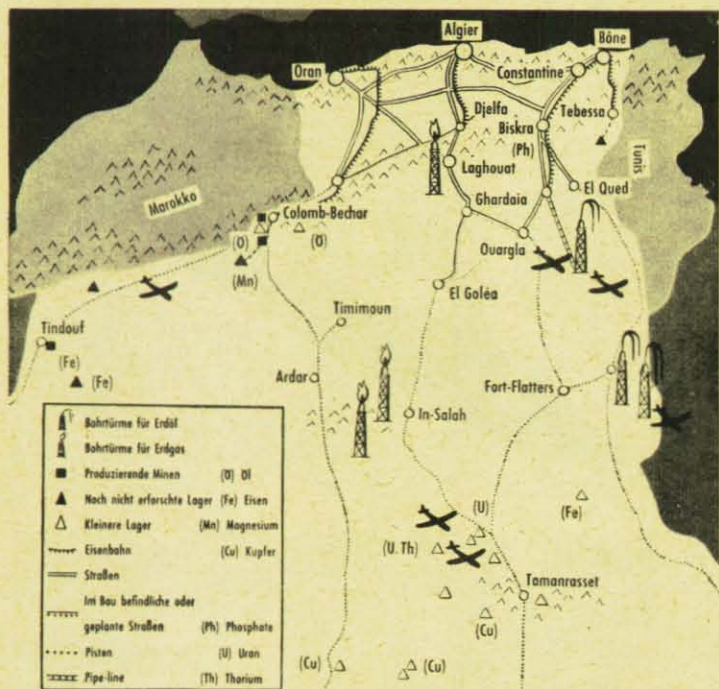
# Geigerzähler

**D**ie Franzosen haben es geschafft: Der Ölstrom der Sahara fließt! Optimistisch verkündete Minister Lejeune: In wenigen Jahren wird Frankreich neben den USA und der Sowjetunion die größte Ölmacht der Welt sein! Aber es ist keine ungetriebene Freude, die unsere Nachbarn erleben. Im 3000 qkm großen Gebiet der Ölquelle von Hassi Messaoud herrscht Ausnahmezustand. Die Pipeline nach Touggourt — sie ist 1000 km lang — mußte von Fallschirmtruppen abgeriegelt werden. Denn: in Algerien tobt der Krieg! Dem neuen Reichtum droht Gefahr! Gefahr droht auch den Forschern, die mit Geigerzählern und anderen Spezialgeräten nach Bodenschätzen fahnden. Während sie Uranium, Mangan, Nickel, Platin und Diamanten entdeckten, schmachten Hunderte Franzosen in geheimen Gefangenenlagern der Rebellen. — Fortsetzung folgt im nächsten Heft.



Um der Sabotagegefahr zu begegnen, wurde das Ölfundgebiet und der mehr als 1000 km lange Transportweg von der Außenwelt abgeriegelt. — In Hassi Messaoud pumpt man das „schwarze Gold“ aus dem Schoße der Wüste ans Tageslicht und schafft es durch eine vor wenigen Wochen erst verlegte kleine Pipeline nach Touggourt. In Tankwagen geht dann die gefährliche Reise weiter an die algerische Küste.

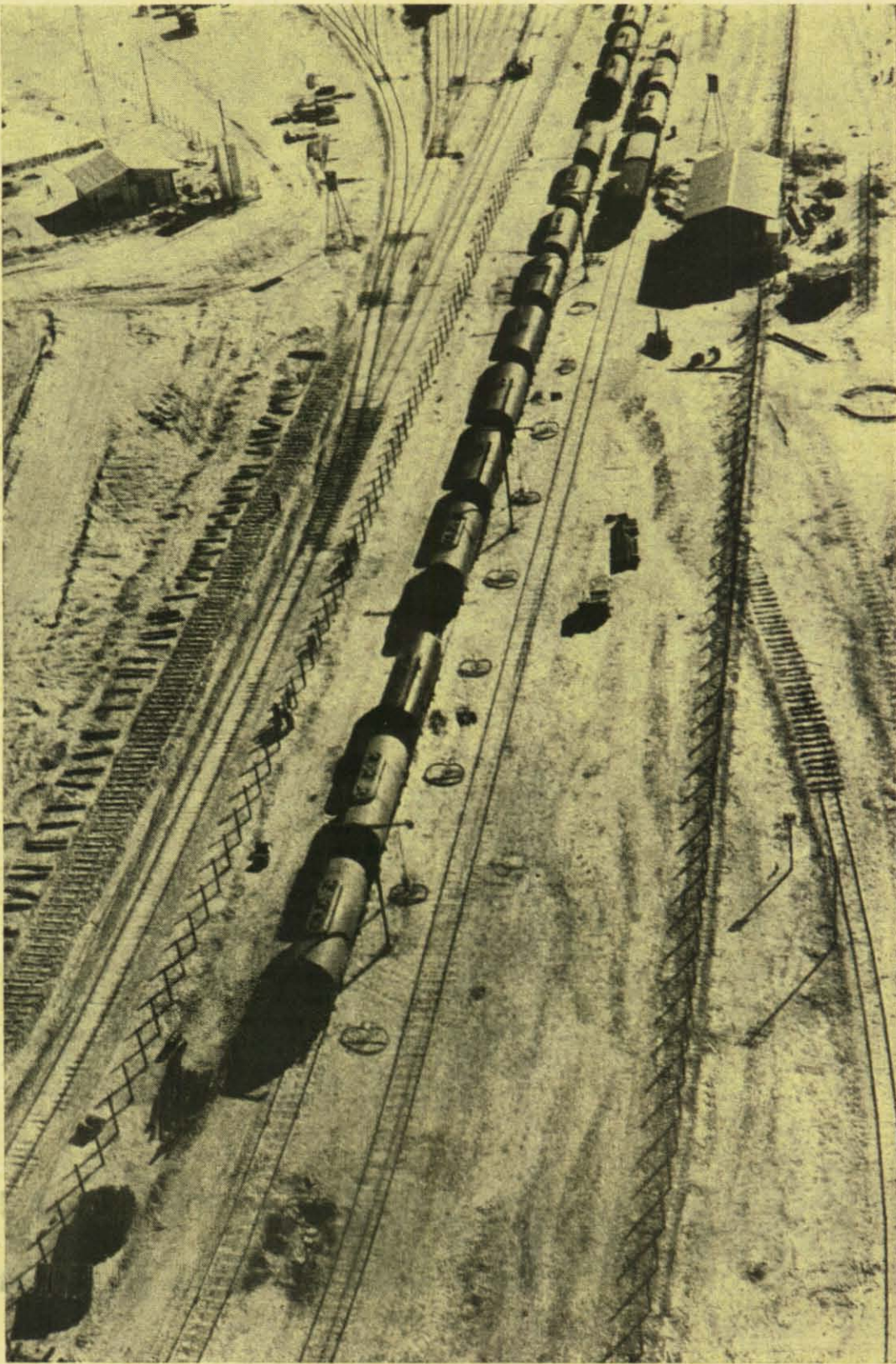
Unter den Augen der Auständischen wurde dieser „Eisenbahngürtel“ zum Öltransport durch die Sahara gebaut. Frankreich hat sich die Erschließung des Ols schon einiges kosten lassen. Auch die weitere wirtschaftliche Entwicklung hängt vom Kapital ab. Aber damit steht es nicht gut bei der Grande Nation. Man hofft auf Auslandskapital und auf den Gemeinsamen Europäischen Markt. Ob das die Lösung ist?



60 000 km Straßen hat Algerien heute. Das Land von 2,2 Millionen Quadratkilometern und 9,1 Millionen Einwohnern ist vollkommen ohne schiffbare Flüsse, die den Transport der Bodenschätze und das Leben der Menschen sehr erleichtern würden.



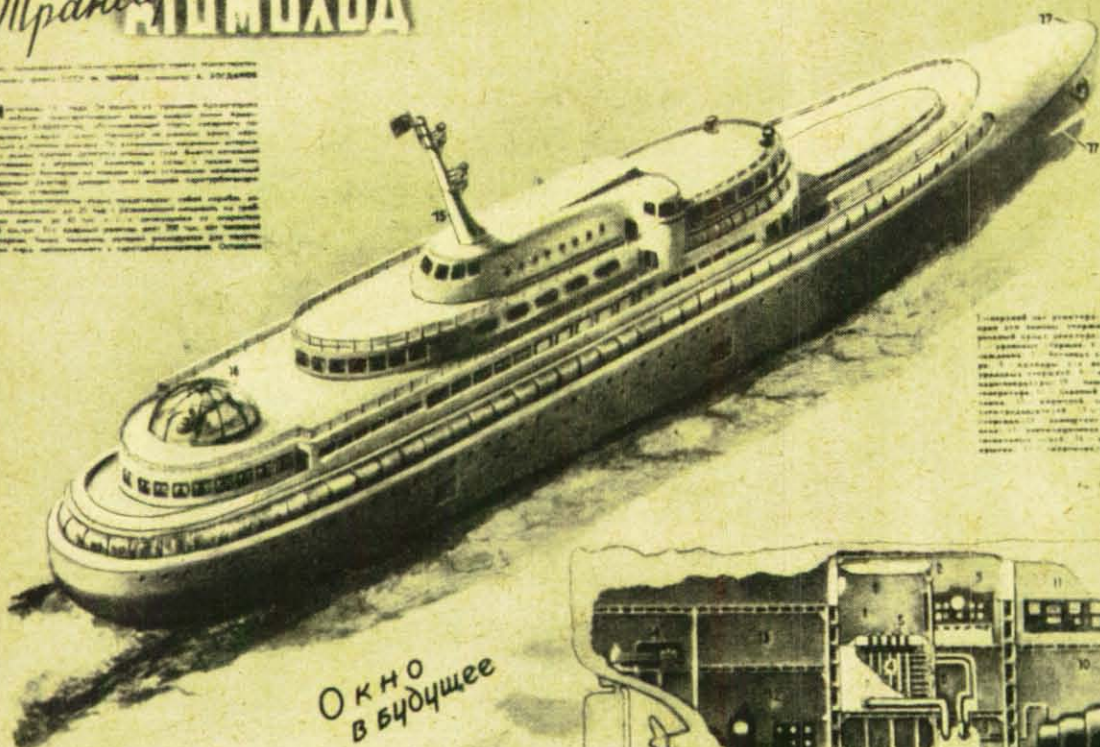
Trotz der Gefahren, die ihnen von Aufständischen und der fast menschenleeren Wüste selber drohen — die französischen Geologen „kämten“ unverdrossen und systematisch den algerischen Teil der Sahara weiter nach Bodenschätzen ab. Ihrer zähen Ausdauer haben es die Franzosen zu danken, wenn ihr Land in naher Zukunft zu den Ölmächten gehören wird. Diese Männer haben vor Jahren die algerische Kohle entdeckt und kürzlich erst wieder neue reiche Erzlager, darunter ein Vorkommen von mehr als anderthalb Millionen Tonnen Mangan.



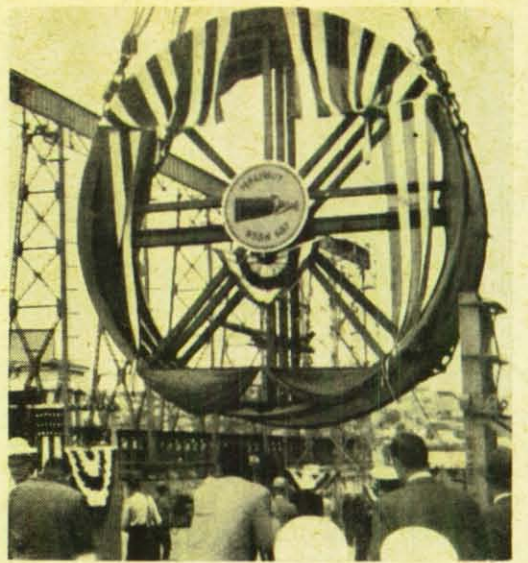
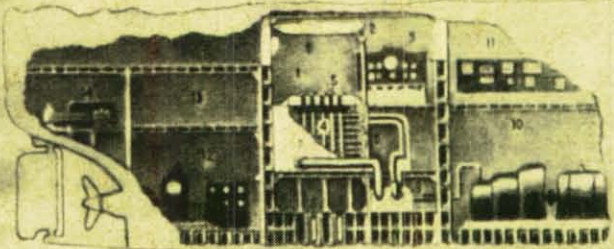


# Трансарктический линейный

Министерство Морского Флота СССР объявило конкурс на проектирование и строительство океанского лайнера, способного совершить кругосветное путешествие по Северному полюсу. Проект лайнера должен быть готов к 1955 году. Он должен иметь водоизмещение 25 тысяч тонн, скорость 30 узлов, автономность 100 суток. Проект должен предусматривать возможность полета самолета с палубы лайнера. Проект должен предусматривать возможность полета самолета с палубы лайнера.

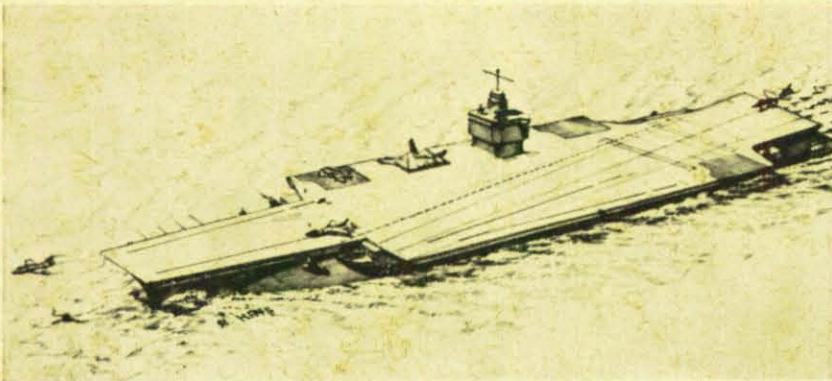


Окно  
в будущее

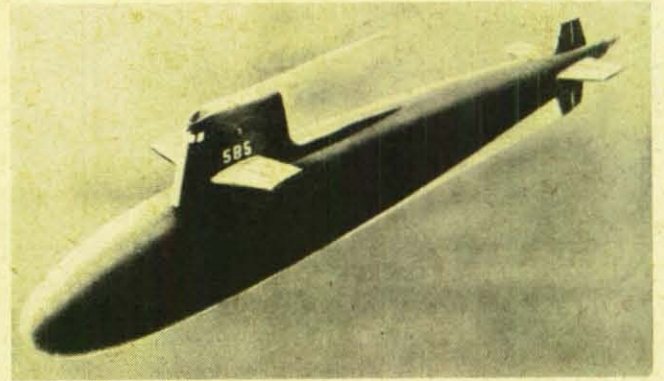


Der „Heilbutt“, ein neues, atomgetriebenes U-Boot der amerikanischen Marine, wurde vor kurzem auf Stapel gelegt. Unser Bild zeigt das mit Flaggen geschmückte erste Bauteil, den Zentralring des Kiels. Das Boot soll mit einer Abschubbasis für ferngelenkte Raketen bestückt werden.

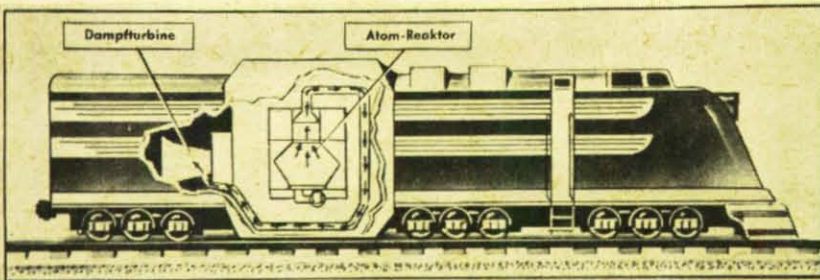
Ein russisches Atomschiff wird in naher Zukunft die Polarroute von Archangelsk und Wladiwostok aus befahren und mit eigener Kraft die Eisfelder durchschneiden können. Der supermoderne Ozeanrieser wird eine Wasserverdrängung von 25 000 Tonnen haben und in einer überlasteten Halle einen Hubschrauber mit sich führen.



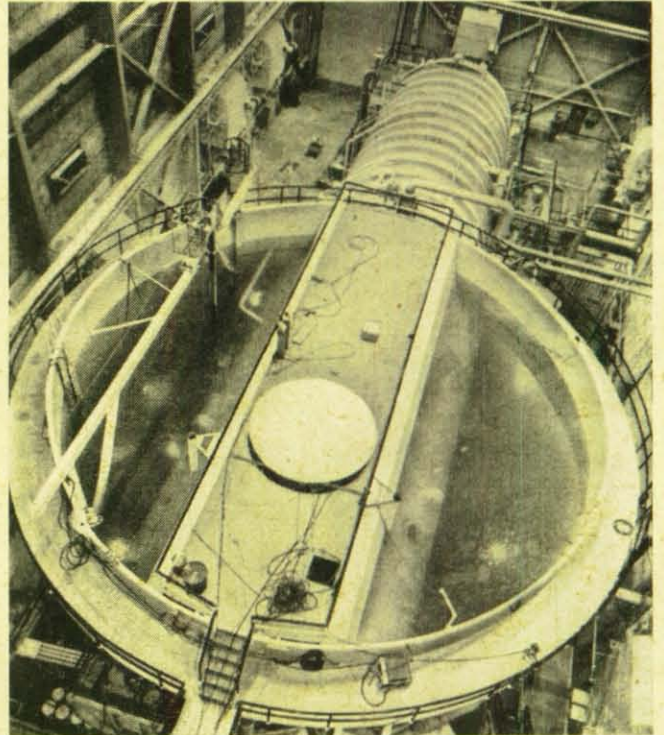
Amerika plant an atomgetriebenen Schiffen außer neuen U-Booten kombinierte Fracht-Fahrgastsschiffe, einen Unterwassertanker und einen Flugzeugträger mit querlaufender Landfläche und weitreichender Radaranlage. (Unser Bild.)



Schnittige Form und am Kommandoturm angebrachte Steuerungselemente werden das US-Atom-U-Boot „Skipjack“ besonders schnell und manövrierfähig machen.



Atomlokomotiven werden nicht nur in Amerika, sondern auch von der Deutschen Bundesbahn projektiert. Elektrischer Antrieb ist heute noch billiger. Doch kommen einige Atomloks für Schwertransporte und nicht elektrifizierte Strecken in Frage. Eine deutsche Atomlok, die von Dr. Ing. Göbl entworfen wurde, soll etwa 2 Millionen DM kosten. Der Baubeginn ist noch nicht festgesetzt. Erst sollen die Erfahrungen anderer Länder vorliegen.



Der Kernreaktor eines Handelsschiffes, das in den USA gebaut wurde. Die Anlage ist nicht viel größer als der herkömmliche Heizkessel. Da ungefähr 200 kg Uran ausreichen, um einen Ozeanriesen den Erdball mehrmals umkreisen zu lassen, wird jedoch der Platz gewonnen, der früher von Brennstoffvorräten benötigt wurde.

## Christliche Seefahrt auf neuen Wegen

Eisenbahn und Fliegerei lassen noch auf sich warten

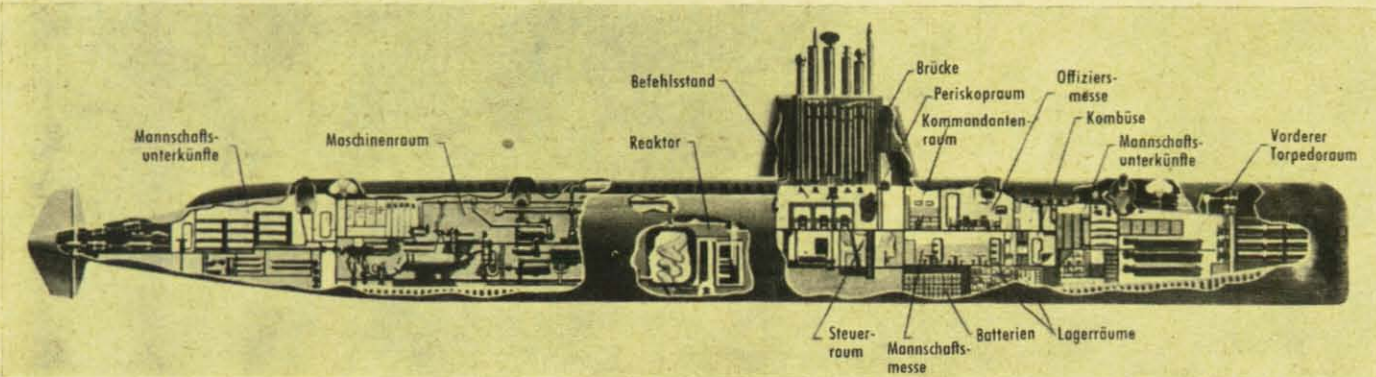
Riesige Mengen von Öl und Kohle werden durch wenig Uran aufgewogen und ersetzt. In Kernreaktoren wird Hitze erzeugt, mit ihr werden Schiffe angetrieben. Die Atomkraft bringt drei Vorteile: Der teure Schiffsraum wird frei, den die großen Brennstoffbunker bislang beanspruchten; mit einer geringen Menge spaltbaren Materials können Ozeanriesen ein Jahr fahren, ohne zu tanken; U-Boote können lange unter Wasser bleiben, da der Reaktor im Unterschied zur Ölfeuerung keinen Sauerstoff verbraucht. Doch muß für das Abschirmen der radioaktiven Strahlung gewissenhaft gesorgt werden. Viele Nationen bauen oder planen bereits heute atomgetriebene Schiffe und Lokomotiven. Lesen Sie in unserem nächsten Heft: Mit Atomkraft durch die Lüfte.

# Mit Atomkraft voran!

Der Mensch greift in Gottes Werkstatt

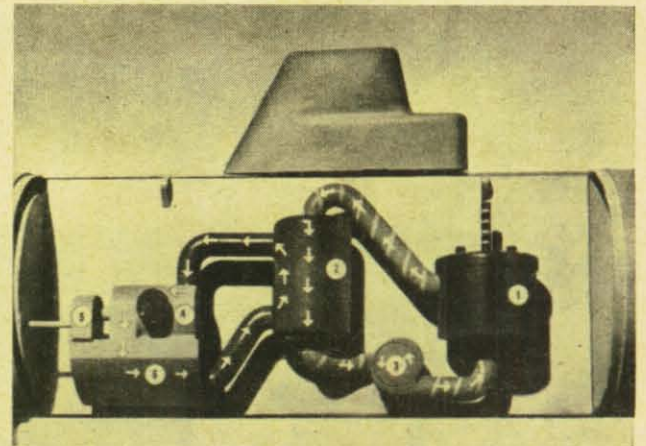
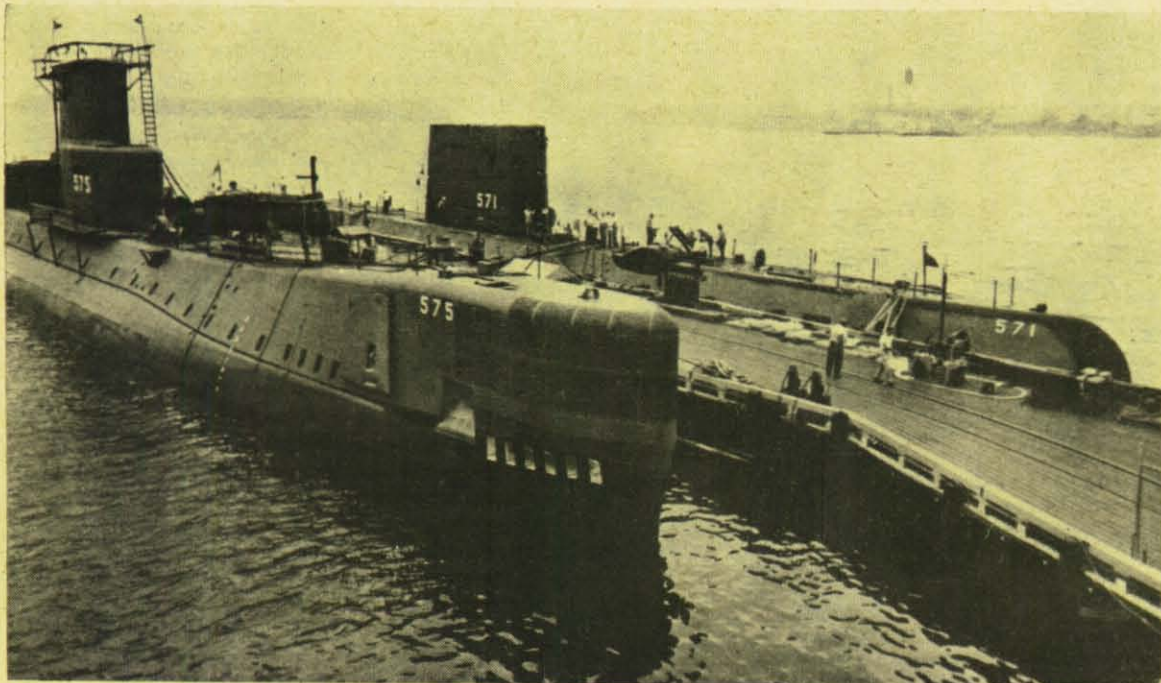
13. FOLGE





▲ **Die Nautilus**, Amerikas erstes Atom-U-Boot, kehrte von einer Nordfahrt erfolgreich zurück. Das Schiff war unter dem Eis in 5 1/2 Tagen 1383 Meilen weit zum Polargebiet vorgestoßen. Dabei wurden Messungen zur Erforschung des Nordmeeres durchgeführt, die Dicke und der Verlauf von Eisfeldern, die Meerestiefen, der Salzgehalt und die Temperaturen ermittelt.

▶ **Ein Querschnitt** durch die Nautilus, die nach siebenjähriger Entwicklungsarbeit mit einem Kostenaufwand von 50 Millionen Dollar erbaut wurde. Da der Atomreaktor im Unterschied zu den alten Antriebsaggregaten keinen Sauerstoff verbraucht, können Atom-U-Boote lange tauchen. Ihr Aktionsradius ist unbegrenzt.



▶ **So läuft der Atommotor der Nautilus:** In einem Reaktor (1) erzeugen Atomkernspaltungen große Hitze. Diese wird durch Wasser, das unter starkem Druck und durch eine Pumpe (2) in Zirkulation gehalten wird, in einen Boiler (3) abgeleitet. Hoher Druck ist innerhalb dieses Kreislaufs notwendig, damit das Wasser trotz großer Hitze nicht verdampft. Im Boiler wird für einen zweiten Kreislauf aus Wasser Dampf erzeugt, der die Turbine (4) treibt und wieder zu Wasser gekühlt wird (6). Ein Getriebe (5) überträgt die Turbinenumdrehung auf die Schiffsschraube. Bild links zeigt die US-U-Boote Seawolf und Nautilus im Hafen.





# Auf Rädern rollt sie durch die Lande

Die fahrbare Luftschutzausstellung leistet wertvolle Aufklärungsarbeit

*Blick in die fahrbare Luftschutzausstellung. Mit den modernsten Anschauungsmitteln wird den Besuchern gezeigt, welche verheerenden Auswirkungen ein Zukunftskrieg haben könnte und welche Schutzmöglichkeiten empfohlen werden. Fotomontagen, Modelle u. a. mahnen und unterrichten zugleich.*



„Es ist erwiesen, daß es Baustoffe gibt, welche die Wirkung radioaktiver Strahlen erheblich abzuschirmen vermögen.“ Das erklärte der Ausstellungsleiter unserem Reporter an Hand eines für diese Schau konstruierten beweglichen Modelles mit echter radioaktiver Strahlung.

**Auch die Jugend ist dabei!** Die Klassen der verschiedensten Schulen besuchen meist geschlossen die Ausstellung. Die Eindrücke der Schuljugend finden dann in Schulaufsätzen ihren Niederschlag. Und das sehr oft recht kritisch. Viele junge Menschen meldeten sich zur tätigen Mitarbeit.

**Der Ausstellungswagen** des Bundesluftschutzverbandes ist ein technisches Meisterwerk. Durch eine hydraulische Anlage können Dach und Wände ausgefahren werden, so daß dadurch ein Ausstellungsraum von fast 60 qm Größe entsteht. In nur wenigen Minuten ist die Ausstellung auf- und abgebaut.



Jeder hat das Recht auf Leben und körperliche Unversehrtheit (Artikel 2 des Grundgesetzes). Das besagt, daß der Staat gegenüber dem Bürger bestimmte Pflichten hat. Aber andererseits hat auch der Bürger Pflichten gegenüber dem Staat. Hiervon geht die Thematik der fahrbaren Luftschutzausstellung aus. Große und eindrucksvolle Modelle zeigen den Besuchern die möglichen Gefahren eines Zukunftskrieges sowie die von Wissenschaftlern erprobten Schutzmöglichkeiten.

Mehr als 200 000 Personen besuchten diese Ausstellung in den fast drei Jahren ihres Einsatzes. In Presse und Rundfunk fand diese so wichtige Aufklärungsarbeit ihre Anerkennung. „Hier wird mit schonungsloser Offenheit gezeigt, was wir alle wissen müssen.“ So lautete übereinstimmend die Meinung.

In den 74 Orten der Bundesrepublik, in denen die Ausstellung bis jetzt gezeigt wurde, fand die Schau großes Interesse in der Öffentlichkeit.



# Ein Hundeleben und ein Affenspaß

Unser Fotograf belauschte seltsame  
Tierfreundschaften



▶ **Spiel mit mir,** fordert der kleine Rhesusaffe Jim seinen Hundefreund auf und macht einen Handstand auf dessen Nase. Aber Bob reagiert sehr sauer.

▶ **Weh' getan?** fragt Jim voller Mitleid und kraut Bob auf dem Nasenrücken, weil er das besonders gerne hat.

▶ **Mit einem Satz** hockt Jim auch schon auf Bobs Rücken und beginnt, das Fell seines Spielkameraden nach lästigen Einwohnern abzusuchen. Aber Bob hat weder Flöhe noch Läuse, und so endet die Geschichte mit beiderseitiger Verstimmung.



**Der Lieblingsplatz des Rehbocks Hansi** ist die Sofaecke neben dem Radio. Es war an einem Julitag, als der vierundzwanzigjährige Georg im Sauerland einen Spaziergang machte. Plötzlich fand er ein junges Reh, dessen rechter Hinterlauf gebrochen war. Der junge Mann pflegte das Tier gesund, und die beiden wurden unzertrennliche Freunde. Hansi kehrte nach der Genesung in den Wald zurück, kommt aber zu regelmäßigen Besuchen ins Haus. Beinahe wäre Georg nachträglich wegen Wilderei verurteilt worden.



**Schau nur,** wie ich an der Wand hochspringen kann. Warum bist du denn heute so traurig? Sonst hast du doch immer Lust, mit mir umherzutollen. Na warte nur, ich werde dich schon munter machen. Indigniert und gelangweilt blickt Bob in die Ferne.



**Ein Steinadler beim Abendschoppen,** ein ungewöhnliches Bild! Gehorsam wie ein Jagdhund hat sich der scheue Raubvogel an das Wirtshaus-Milieu gewöhnt und sitzt ruhig auf der Schulter seines Herrn und schaut interessiert dem für ihn unverständlichen und seltsamen Treiben der Männer zu. Tagsüber jagt der Adler im Gebirge für seinen Herrn und apportiert Wildenten, Kaninchen und auch hin und wieder einen Fasan. Wenn sich der Vogel auch zuerst vollkröpft, so bleibt doch genug Beute übrig.



# Du wirst die Zukunft noch erleben

Der Reporter Egon Larsen hat sich Professor Bergh, einem Spezialisten für die Tiefkühlung organischer Zellen, zu einem Experiment zur Verfügung gestellt. Die Zeit verrinnt, und der Professor stirbt. Endlich, nach 25 Jahren, erwacht Larsen aus seinem „Dornröschenschlaf“. Er ist kaum gealtert, kerngesund und macht sich unter der Leitung Dr. Naidus, Professor Berghs Nachfolger, daran, die „Welt von heute“ — man schreibt mittlerweile das Jahr 1983 — zu entdecken. Die Redaktion seiner einstigen Zeitschrift erteilt ihm dazu den Auftrag. Vollkommen verändert ist die Welt, die Larsen aufnimmt. Technik und Automation beherrschen das Leben, haben Haushalt und Familienleben vollkommen umgestaltet.

## 2. Fortsetzung

Ein Kasten, der an der Wand hing, erwies sich als Ofen. In drei verschiedenen „Abteilungen“ wurden Fleisch, Kartoffeln und Bohnen untergebracht, darauf Knöpfe eingestellt und Schalter gedreht. Den Rest besorgte der Hochfrequenzstrom, der die Nahrungsmittel nicht wie einst von außen nach innen, sondern von innen nach außen kochte.

„Dort drinnen sind die Teller“, sagte Frau Naidu.

Ich öffnete den Deckel eines Kastens, und da stand das Porzellangeschirr in Reih und Glied; es war der automatische Abwasch- und Trockenapparat, der nicht nur mit Warmwasser und Heißluft, sondern ebenfalls mit Hochfrequenzstrahlen — zum Trocknen und Sterilisieren — arbeitete. „Viele Familien benutzen heutzutage nur noch Kunststoffgeschirr, das man einfach wegwirft, wenn es schmutzig ist“, meinte Frau Naidu, „aber wir sind noch etwas altmodisch und ziehen Porzellan vor.“

Ein leises Geräusch hinter mir ließ mich herumfahren. Aus einem Kasten,

an dessen Seite sich eine Klappe geöffnet hatte, kam eine Ladung frischer Wäsche heraus, blütenweiß, gebügelt und gefaltet. Dieser Kasten war Frau Naidus ganzer Stolz: es war die neue kombinierte Ultraschall-Wasch- und Plättmaschine für die Haushaltswäsche, die gebügelt werden mußte, während Hemden, Kleider und Unterwäsche in einer kleineren Maschine nur noch gewaschen wurden, da das Bügeln bei ihnen nicht mehr nötig war.

Eine Abteilung des Elektronenofens nach der anderen leuchtete rot auf: das Essen war fertig, und ich half der Hausfrau dabei, alles in die zum Wohn- und Eßraum führende Wandklappe zu schieben.

Drüben fand ich Dr. Naidu wieder. Er hatte sich umgezogen und trug ein buntgemustertes, bis auf die Knöchel reichendes Gewand: eine arabische „Dscheilabijah“, die sich als Hausanzug für Männer eingebürgert hatte. „Zweihundert Jahre lang habt ihr Europäer euch zum Zeichen eurer Würde in dunkle Gewänder gehüllt“, sagte Dr. Naidu. „Wir Orientalen sind stolz dar-

auf, endlich ein wenig Farbe und Aufheiterung in die Herrenmode gebracht zu haben!“

Mr. Hawkins erschien und wurde mir vorgestellt: ein ernster junger Mann in einem ähnlichen Overall-Anzug, wie ich ihn selbst anhatte. Er war der „Techniker“ der Wohnsiedlung, zu der Dr. Naidus Haus gehörte. Er war Junggeselle und wurde oft zum Essen eingeladen. Seine Aufgabe bestand darin, die zahllosen elektrischen, elektronischen und mechanischen Einrichtungen in den Häusern instand zu halten — eine Arbeit, die ein hohes technisches Verständnis und eine spezialisierte Ausbildung verlangte. Darum gehörten diese Techniker auch der gleichen sozialen Schicht an wie Ärzte, Anwälte, Schriftsteller und andere „freie“ oder „akademische“ Berufe, denn mit den „Hausmeistern“ der fünfziger Jahre ließen sie sich in keiner Weise mehr vergleichen, wenn sie auch schließlich nichts anderes taten, als den häuslichen Betrieb in Gang zu halten.

Mir begann allmählich klarzuwerden, daß solche Begriffe wie „Arbeiterklasse“ und „Mittelstand“ jetzt nicht mehr paßten, daß sie in einer Welt sinnlos waren, in der jeder arbeitete, wo Erziehung und Ausbildung nur noch von den Fähigkeiten und Wünschen der jeweiligen Person abhingen. Die Naidus erzählten mir in diesem Zusammenhang, daß ihr einziger Sohn, der im Augenblick noch in einem bekannten Internat lebte, Bezirkstechniker zu werden beabsichtige.

Das Tischgespräch drehte sich natürlich um das Essen. Während ich das wunderbar zarte, „elektronische“ Rumpsteak auf der Zunge zergehen ließ, erfuhr ich, was es mit den mysteriösen Begriffen „alte Küche“, „Neukost“ und „Kurzdiet“ für eine Bewandnis hatte. Was wir da aßen (und tranken, denn es gab einen herrlichen 1967er Gothenburger Spätlese dazu, gereift in künstlicher Tropen Sonne), das war „alte Küche“: so ziemlich das Teuerste, was sich für Kenner und Romantiker des Jahres 1982 auftreiben ließ. Richtiges Fleisch, echtes Gemüse, Obst aus dem Garten — nur ein kleiner Teil der mehr als drei Milliarden Menschen konnte sich einen derartigen Luxus leisten. Das andere Ende der Skala lieferte Nahrungspillen, die man in etwas sterilisiertem Wasser auflöste oder trocken hinunterschluckte. Sie enthielten genau dosiert das, was der Körper braucht — nicht mehr und nicht weniger. Frau Naidu war eine große Anhängerin dieser sogenannten Kurzdiet, die schlank und arbeitsfähig machte, aber länger als eine Woche hielt sie es damit meistens nicht aus. Als Forschungslaborantin in der Welternährungsstelle bekam sie jeweils die neuesten Pillen und Tabletten zur Begutachtung und probierte sie auch stets pflichtgemäß aus. Aber die Natur brach sich immer wieder Bahn, und nach ein paar Tagen Kurzdiet ließ sie sich, sehr zum Vergnügen ihres Mannes, meistens die größte Packung Schokolade, die in der Zentrale erreichbar war, schnellstens per Rohrpost zuschicken...

Dr. Naidu dagegen war Anhänger der „Neukost“. Darunter verstand man eine Reihe moderner Nahrungsmittel, die aus verschiedenen Rohstoffen und nach unterschiedlichen Methoden hergestellt wurden. Den Großteil lieferte die „Seewirtschaft“. Da gab es vor allem das Plankton, das mit seinem hohen Gehalt an Protein und Kohlehydraten einst nur den Fischen als Futter

gedient hatte; nun mußten sie es mit den Menschen teilen. Es wurde von schwimmenden Fabriken frisch auf dem Meer verarbeitet, und das Ergebnis waren verschiedene feste, flüssige, mehl- oder fleischartige Rohstoffe für die Küche und die Lebensmittelindustrie.

Das Meer lieferte auch eine andere Gruppe von Massennahrungsmitteln — Algen. Da waren nicht weniger als zehntausend zuchtfähige Arten, die einen hohen Proteingehalt und eine schnelle Photosynthese aufzeigten, worunter die Umwandlung des Kohlendioxids und des Wassers unter Einwirkung des Sonnenlichts zu Kohlehydraten wie Zucker und Stärke zu verstehen ist. „Seegrass“, also die Alge im weitesten Sinn des Wortes, ist ein uralter Nahrungs-Rohstoff; aber es war die kleinste, einzellige Algenart Chlorella, die von den Wissenschaftlern für die Ernährung des Menschen im letzten Drittel des zwanzigsten Jahrhunderts ausgewählt worden war.

Diese mikroskopisch kleinen, grünen Pünktchen vermehrten sich nicht nur unheimlich rasch, sondern vertrugen — mit entsprechenden Zutaten — auch jede Verarbeitung zu Suppen und Speiseeis, Brot und Gemüse, Eipulver und Schokolade, Futtermitteln und „Fleisch“, d. h. zu Nahrungsmitteln, die völlig natürlich schmeckten und ebenso natürlich aussahen. Wohl der größte Vorteil der Mikroalgen war die völlige Unabhängigkeit ihrer Erzeugung von geographischen oder klimatischen Bedingungen; sie wurden in riesigen Kulturen gezüchtet — in den warmen Ländern unter freiem Himmel, in den kälteren Zonen in künstlich bestrahlten Großanlagen — und brauchten außer Licht lediglich Wasser zu ihrem phänomenalen Wachstum.

„So haben wir das Gespenst der Welthungersnot gebannt“, sagte Dr. Naidu. „Ich mag die neue Küche sehr, und ich denke, daß auch Sie sie gern haben werden, wenn Sie sich erst daran gewöhnt haben, daß ein Steak nicht unbedingt von einem geschlachteten Ochsener kommen muß.“

Trotzdem war ich recht froh, daß es zu meiner ersten Mahlzeit „echte“ Lebensmittel gegeben hatte. Auch der Pudding, der nun folgte, schmeckte wie in der guten, alten Zeit. Dr. Naidu grinste, als ich seiner Frau ein freundliches Kompliment über ihre Kochkunst abstattete. „Das ist auch meine Lieblingsspeise, die wir da gerade gegessen haben — Chlorellapudding!“ sagte er.

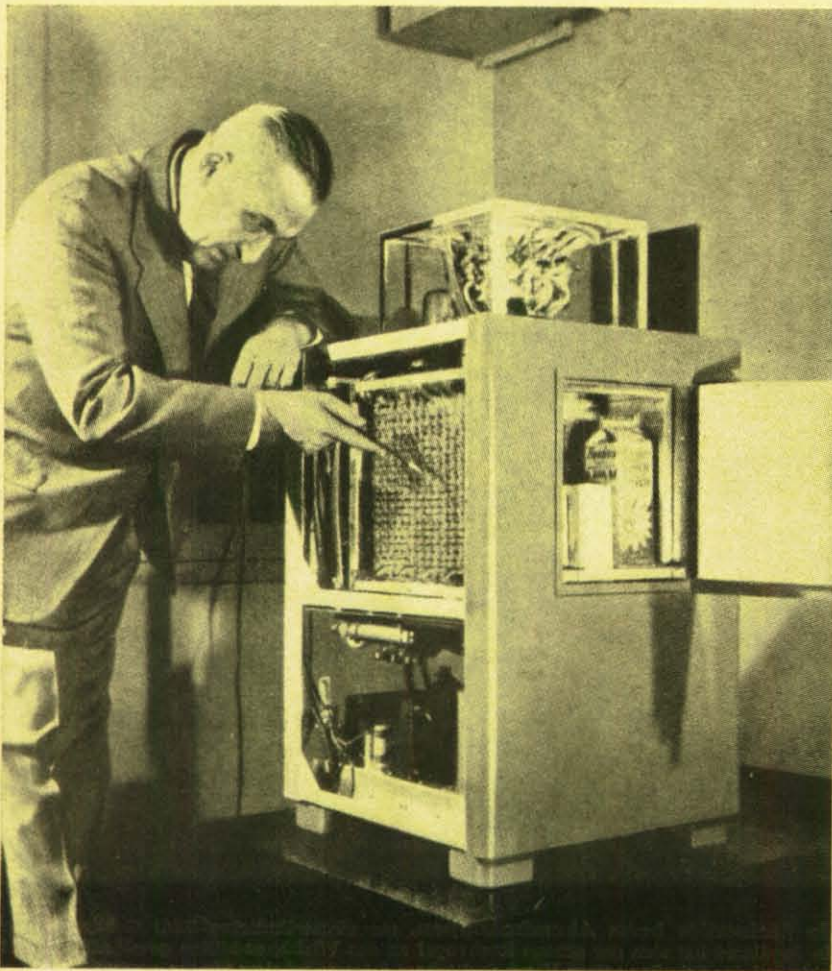
Als Techniker bewunderte Hawkins die modernen Methoden, rein synthetische Nahrungsmittel herzustellen — als Feinschmecker gab er allerdings zu, die „alte Küche“ sei seine stille Leidenschaft. „Wenn ich auch weiß, daß man den Geschmack eines Filets mignon aus Plankton mit Zusatz von Natriumglutamat täuschend echt erzeugen kann, so ist mir das gute alte Rind eben doch am liebsten!“ sagte er.

„Ihr überbezahlten Experten könnt euch ja diesen Luxus leisten“, sagte Frau Naidu. „Wie aber sollten wir die Kinder der Welt versorgen, wenn sie alle Naturmilch haben wollten?“

Und sie berichtete mir von dem wissenschaftlichen Wunder der „biologischen Milch“, die in riesigen, glockenförmigen Fabriken aus Steinkohle als Ausgangsstoff gewonnen wurde; Mikroorganismen und Wasserstoff verbanden sich mit dem Kohleprodukt zu einem weißen Saft, der die gleichen Bestandteile enthielt wie sehr fette Milch. Auch die jungen Tiere in der Landwirtschaft — zum Beispiel Ferkel — bekamen künstliche Milch (wegen der starken Beanspruchung der Muttertiere durch weitgehende Einführung der künstlichen Befruchtung).

„Das heißt also, daß es im Laufe der letzten fünfundsiebzig Jahre auch auf dem Gebiet der Landwirtschaft eine Revolution gegeben hat?“ fragte ich Frau Naidu.

„Durchaus nicht. Reorganisation wäre wohl ein passenderer Ausdruck dafür. Wir verwenden einfach alle nur denkbaren Nahrungsmittelquellen, um die Menschheit satt zu bekommen. Und



Ein elektronischer Kühlschrank, wie er — nach Ansicht Egon Larsens — künftig überall in Gebrauch sein wird. Auf dieses praktische Modell wird niemand verzichten.



dazu hat man der traditionellen Landwirtschaft alle modernen Hilfsmittel zur Verfügung gestellt. Das Getreidewachstum wird heute durch Neutronen- und Gammabestrahlung der Samen auf das dreifache Tempo beschleunigt, so daß mehrere Ernten in einem einzigen Sommer möglich sind. Das macht natürlich auch besonders wirksame Düngemittel erforderlich, geruchslose und flüssig, die hundertmal besser sind als Stallmist oder chemischer Dünger aus der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts. Außerdem stehen ganze Flotten von Erntemaschinen zur Verfügung, die zentral ferngesteuert und kontrolliert werden.

„Und vergiß nicht den elektrischen Fischfang in der Seewirtschaft“, ergänzte Dr. Naidu. „Seitdem man entdeckt hat, daß die Fische von einem positiven elektrischen Pol angezogen werden, sind natürlich alle Fangschiffe mit Stromnetzen ausgestattet. Je schwächer der Strom, um so größere Fische werden damit gefangen! Es hat sich gezeigt, daß man mit rhythmischen Stromstößen die Muskelbewegungen der Fische so beeinflussen kann, daß sie auf den positiven Pol zuschwimmen müssen — ob sie wollen oder nicht. Das Fischfangen ist dadurch so einfach geworden, daß man strikte interkontinentale Fangvorschriften einführen mußte, um die Ausräuberung der Meere zu verhindern. Die Marineabteilung der Weltpolizei läßt da nicht mit sich spaßen! Außerdem fischt man heutzutage mehr und mehr in der Tiefe; im Kaspischen Meer zum Beispiel wird eine Tiefsee-Fischzucht betrieben, die den ganzen mittleren Osten versorgt.“

„Ich glaube, die Zukunft der Ernährungswesen gehört der Photosynthese“, sagte Hawkins. „Der künstlichen, meine ich natürlich. Wir stehen ja erst am Anfang, aber die Möglichkeiten sind unbegrenzt. Endlich haben die Forscher entdeckt, wie die Natur aus Licht, Wasser und Kohlendioxid Stärke und Zucker herstellt... mit einem Schuß Phosphor natürlich, der sich als entscheidender Faktor bei diesem Vorgang herausgestellt hat. In zwanzig Jahren wird es wohl überhaupt keine Landwirtschaft im hergebrachten Sinne mehr geben — davon bin ich überzeugt. Dann wird man sämtliche Lebensmittel durch künstliche Photosynthese herstellen; ein paar Versuchsanlagen gibt es ja schon, und die Ergebnisse sind recht vielversprechend!“

„Da bin ich aber gespannt, wie ihr zwei dann eure Kochorgane finden werdet!“ lachte Frau Naidu. Ihr Mann und Hawkins belegten nämlich alle ein bis zwei Wochen ihre Küche mit Beschlag und kochten nach alten Rezepten — Curry, Kebab, Apple Pie, Mussaka, Hammelragout, Gulasch, Coquille St. Jacques und ähnliche kosmopolitische Spezialitäten. Das Fest — vom Einkauf bis zum abschließenden Mokka — dauerte meist einen halben Tag. Es war eines der „Hobbys“ der beiden Männer, und solche Steckenpferde spielten, wie ich bald erfahren sollte, in dieser Welt der ausgedehnten Freizeit eine recht bedeutende Rolle.

Aber Hawkins war nicht so schnell von seinem Lieblingsthema, der künstlichen Photosynthese, abzuringen. Seiner Ansicht nach war sie eine Erfindung, die das Antlitz der Erde noch mehr verändern würde als die Erschließung der Atomenergie vor einem Vierteljahrhundert. Sie würde möglicherweise die Ausnutzung der Atomenergie im 21. Jahrhundert überflüssig machen. „Denn dann könnten wir die gesamte Sonnenkraft nutzbar machen und nicht nur einen winzigen Teil wie heute!“ erklärte er.

Das war für mich das Stichwort zu einer der Fragen, die mich brennend interessierten, nämlich, wie die neue Welt in Anbetracht der gewaltigen Technisierung das Energieproblem löste. Darum benutzte ich auch sofort die Gelegenheit, Hawkins darüber ein Auskunfts zu bitten. Frau Naidu legte jedoch Protest ein.

„Sie haben bei Hawkins Bericht über die Photosynthese schon ein paar mal das Gähnen unterdrücken müssen! Ich

glaube, es ist für Sie höchste Zeit, ins Bett zu gehen. Er darf am ersten Tag nicht gleich übertreiben — meinst du das nicht auch?“ sagte sie zu ihrem Mann. „Du bist doch sein Arzt!“

Das Gastzimmer der Naidus war einfach und zweckmäßig. Auch hier wurde die Beleuchtung durch Elektrolumineszenz erzeugt. Ehe sich die Dame des Hauses von mir verabschiedete, zeigte sie mir noch, wie ich mir sanfte „Schlafmusik“ einstellen konnte. Ihr Mann hatte sich zu Hause dieselbe Anlage geschaffen, wie ich sie schon beim Erwachen im Krankenhaus vorgefunden hatte. Für Schlaftabletten hatte er nun einmal nichts übrig. Doch ich brauchte weder das eine noch das andere; kaum hatte ich mich hingelegt, war ich auch schon eingeschlafen.

Das Badezimmer, das ich am nächsten Morgen betrat, war fast so ähnlich wie im Krankenhaus. Auch hier gab es eine der Körpergestalt angepaßte eingebaute Badewanne, zu deren Reinigung ich nur auf einen Knopf zu drücken brauchte, der eine Sprühanlage auslöste. Handtücher waren nicht da; statt dessen benutzte ich eine Heißluftdusche in einem kleinen Nebenraum. Von meinem Zimmer aus hatte ich einen herrlichen Ausblick über die Bucht und den Hafen von St. Mary. Ich öffnete das Fenster, mußte es jedoch sofort wieder schließen, da mir ein eiskalter Windhauch entgegenschlug. Erst in diesem Augenblick wurde mir bewußt, daß das Zimmer durch ein besonderes System geheizt wurde; erst nach längerem Suchen kam ich dahinter: die Hitze entströmte der Tapete! Als ich meine Gastgeber beim Frühstück danach fragte, erklärte mir, daß unter der lustigen Tapete, die den Raum schmückte, noch eine zweite Schicht mit einem eingedruckten Stromkreislauf liege. In dem Wohnraum mit seinen Paneelen kam die Wärme jedoch aus dem Fußboden, unter dem sich ein Netz von Heizdrähten hinzieht, während Ventilationsöffnungen im Paneel der Wände der Luft jedes Stübchen entzogen.

Mein Frühstück war ganz nach altem englischer Art bereitet, es bestand aus Tee, Schinkenspeck und Eiern, Orangemarmelade, Brot und Butter, aber Dr. Naidu gab mir auch verschiedene seiner Neukostspezialitäten zu kosten: Fruchtsaft aus Alginsäure und Glukose, Planktonkonfitüre und Käse aus „biologischer“ Milch. Frau Naidu hingegen schluckte eine gelblich weiße Tablette.

„Wie wär's mit einem Spaziergang?“ fragte sie mich. „Ich muß ein paar Kleinigkeiten einkaufen. Oder wollen Sie lieber die Zeitung lesen?“ Sie drückte auf einen der unzähligen Knöpfe im Paneel, und sofort fiel aus einem Schlitze in der Wandtafelung ein Päckchen bedruckten Papiers in den darunter angebrachten Auffangkorb. „New York & London Times“ stand auf der Titelseite. Druck und Papier hatten etwas Ungeohntes. „Wo wird dieses Blatt denn nun gedruckt, in London oder in New York?“ fragte ich.

„Weder in London noch in New York — sondern hier, in der Wand“, erklärte Dr. Naidu. „Wie alle Zeitungsabonnenten haben wir ein Fax-Gerät. Der Name ist von Faksimile abgeleitet. Dieses Gerät ist von den Verlagen ausgesandten Mikrowellen auf und setzt sie in Druck um. Es ist eine Kombination von Fernsehbild und Bildtelegraphie und arbeitet mit einer Geschwindigkeit von einer Million Wörtern in der Minute. Auf diese Art bräutet man im Verlagshaus nur ein einziges Exemplar herzustellen — alle anderen Exemplare werden an Ort und Stelle reproduziert.“

„Ist das nicht aber ein ziemlich kostspieliges Verfahren, um den Lesern die Zeitung ins Haus zu bringen?“

„Soweit ich unterrichtet bin, macht sich die Anlage bereits nach etwa sechs Monaten bezahlt. Überlegen Sie nur, was die Rotationsverleger einsparen — riesige Rotationspressen, Transport, Zustellung und dazu den teuren Verwaltungsapparat für das altmodische Verfahren des Ausfahrens. Ganz gleich Sie auch, daß der Abonnent, ganz gleich wann er den Knopf betätigt, jeweils immer die allerneuesten Nachrichten empfängt.“

Ich beschloß, mir das Vergnügen der



**Ausnutzung der Sonnenenergie!** Unser Bild zeigt den großen Parabolspiegel in der Versuchsanstalt von Montlouis. Auch für den Eigengebrauch soll das großmögliche werden.

Lektüre einer Zeitung aus dem Jahre 1963 für später aufzuheben und Frau Naidu bei ihrem Einkauf zu begleiten. Wie so viele Londoner Straßen war auch die Wohnsiedlung verkehrsfrei — nur Fußgänger waren zu sehen, die Autos hatten ihre eigene Schnellstraße jenseits der Häuserreihen. Wir gingen fünf Minuten... und dann sperrte ich Mund und Augen auf. Statt des übermodernen „Supermarkt“, den ich erwartet hatte, sah ich eine Reihe von kleinen, anscheinend uralten Läden, täuschend dem Stil des 18. Jahrhunderts nachgeahmt: Krämer, Molkereien, Schuster, Spezereiwaren...

Aber eine noch größere Überraschung stand mir bevor. Frau Naidu, die mein Erstaunen beobachtet hatte, lächelte. „Ach, wenn Sie das interessiert, können wir auch hier unsere Einkäufe machen“, sagte sie.

Wir betraten einen Laden, über dessen Tür in verzierten Buchstaben das Wort „Krämererei“ stand. Die Angeln quetschten, und beim Schließen der Tür bimmelte ein Glöckchen. Wo war ich da nur hingeraten? Fragend schaute ich Frau Naidu an. „Hier können Sie was erleben!“ flüsterte sie lächelnd.

„Einen recht gesegneten Morgen wünschen ich“, sagte ein hübsches Mädchen mit langem, weitem Rock, bestickter Schürze und Riegelhaube. Sie machte einen Knicks und überreichte jedem von uns einen Papierstreifen von der Größe eines Zigarettennetzes. Darauf stand nichts als die Ziffer „09,32“.

Wie die Fassade, so war auch der Verkaufsraum im Stil der Zeit um 1790 gehalten. Rechts und links stand je ein großer Ladentisch aus rohem, wurmstichigem Holz. Dahinter erstreckten sich Schränke mit Dutzenden von Schubladen vom Boden bis zur Decke. Jede Schublade hatte einen Porzellanknopf und eine verschnörkelte Aufschrift.

Vier Angestellte bedienten. Sie trugen Perücke, Seidenwams, Spitzenjabot, weitärmeliges Leinenhemd und Pluderhosen. Einer war gerade damit beschäftigt, für ein junges Ehepaar Kaffee mit einer Handmühle zu mahlen; ein anderer ließ eine Kundin eine lange Reihe von Bleistiften ausprobieren. Wir traten an den Ladentisch, an dem ein älterer Herr ein ernsthaftes Gespräch mit dem Verkäufer führte.

„...angenommen, ich würde mir mit diesem braunen Zucker eine Tasse Kakao zubereiten?“ fragte der Herr.

„Niemals, unmöglich!“ erwiderte der Verkäufer mit allen Zeichen des Ent-

schließlichen, „Brauner Zucker darf ausschließlich für Kaffee verwendet werden. Natürlich nicht für türkischen Mokka — dazu gehört Puderzucker, mein Herr.“

So ging es noch eine ganze Weile fort, bis der Herr mit je einem Päckchen braunen und weißen Zuckers abzog.

Inzwischen hatte sich Frau Naidu häuslich auf einem Stuhl niedergelassen und sich mit dem kostümierten Angestellten in ein Gespräch über Blumen samen eingelassen. Dann wechselte man zu der Frage über, ob indonesischer oder südamerikanischer Reis besser sei, und schließlich brauchte Frau Naidu längere Zeit, bis sie die richtigen Nähadeln aus einem Sortiment von Pappschachteln ausgesucht hatte. Noch erstaunlicher als ihr offensichtliches Behagen bei dieser langwierigen Prozedur des Einkaufens war die unbegrenzte Geduld des Verkäufers, der unermüdet die Ware hervorholte und dazu seine Erklärungen gab. Schließlich wurde das Gewählte in braunes Papier eingewickelt — Tüten hatte man offenbar nicht —, und wir gingen zum Ausgang.

„Darf ich Ihre Zettel sehen?“ sagte das hübsche Mädchen. „Vielen Dank.“ Sie steckte die Zettel in einen Apparat, der entfernt an eine Registrierkasse erinnerte, und tatsächlich erschienen da auch Zahlen auf einer Leuchtfläche: „09,32—09,48 1/2 ... WM. 61,50.“

„Sechzehneinhalb Minuten, das macht einundvierzig Weltmark fünfzig“, sagte das Mädchen und legte das Geld in die Kasse. „Ich danke sehr. Auf Wiedersehen, die Herrschaften. Bitte beehren Sie uns bald wieder...“

Als wir draußen waren, konnte Frau Naidu nicht umhin, erst einmal über mein noch immer verdutztes Gesicht zu lachen. „Ja begreifen Sie denn nicht“, sagte sie dann, „welch herrliches Luxus das für uns bedeutet? Jahraus, Jahrein erledigen wir alle Bestellungen per Telefon, und die Zentrale schickt uns innerhalb weniger Minuten den Rohpost alles ins Haus. Alles geschieht maschinell — ohne ein persönliches Wort — ohne Seele. Da haben nun ein paar geschickte Kaufleute herausgefunden, daß dem modernen Menschen der ganze Spaß am gemütlichen Einkauf fehlt. Für die jungen Leute, die es sich leisten können und die zur Zentrale und das Fließbandgeschäft kennen, für sie ist das Ganze nur ein Spaß — für uns aber, die wir uns noch an die alte Zeit erinnern, ist es die Erfüllung sehnsüchtiger Träume.“ (Fortsetzung folgt)





◀ **Vor der Haustüre** haben die Bewohner der Lagunenstadt ihre Badewanne. Für Europäer ein nicht ganz appetitliches Bad, wenn man bedenkt, daß alle Abwässer in die Kanäle fließen. Hauptsache aber, die Badenden fühlen sich wohl!

▶ **Zur Morgentoilette** dieser Eingeborenen Schönheit gehört auch ein Vollbad. Die junge Dame nimmt die Körperpflege wohl sehr ernst, denn sie besitzt sogar Seife, von der sie reichlichen Gebrauch macht.

▼ **Nur mit Booten** sind die vielen Läden in den Vororten der siamesischen Hauptstadt zu erreichen. Die Besitzerin dieses Lebensmittelgeschäfts hat es sich mit ihren Kindern im Schatten bequem gemacht. Sie hat Zeit, viel Zeit und kann in Ruhe auf Kundschaft warten.



## Der ZB-Reporter erlebte Bangkok DIE STADT DER 1000 KANÄLE



**Früh übt sich...** Dieses Sprichwort gilt auch im Fernen Osten. Hier läßt sich eine Mutter von ihrer kleinen Tochter zum Markt rudern. Von frühester Jugend an müssen die Kinder lernen, mit den schmalen und sehr flachen Booten, die gar keinen Kiel haben, richtig umzugehen, denn sie sind ja die einzigen Verkehrsmittel des kleinen Mannes.

**J**ih Sin, der Bauer, und Luang Po, der Dichter, waren Nachbarn, und ihre Hütten standen auf einem Hügel unweit des großen Flusses, der fast zu jeder Jahreszeit die gelben, lehmigen Wogen über die Ufer seines flachen Bettes schickte und die Gegend in einen großen Morast verwandelte. Die Hütten waren aus Bambus und Riedgräsern erbaut, von denen es an den Ufern ganze Urwälder gab. Es war schwer zu sagen, welche der beiden

zugetan, dennoch sprachen sie selten miteinander. Sie hatten an ihren reichen Gedanken und an ihrer Phantasie genug. Wenn sie einander gar in ihren Hütten besuchten, mußte ein hoher Feiertag sein.

Jih Sin und Luang Po waren eines Tages übereingekommen, sich gegen umherlungendes Gesindel zu sichern.

„Ich werde vor Sonnenaufgang in die Stadt fahren und mir einen Hund

### Die unscheinbaren Wächter

Hütten besser ausgestattet war, denn sie waren beide gleich ärmlich. Hatte der Dichter einen gewebten Vorhang, der seine Tür verschloß, so besaß der Bauer ein reichverziertes Kopfkissen, welches wiederum dem Dichter fehlte, der sein Haupt auf das Fell einer Ziege zur Ruhe legen mußte.

Sie waren einander freundschaftlich

holen. Das Tier ist zwar unrein, aber ich brauche es ja nicht zu berühren. Ich werde es vor meiner Hütte anpflocken, dann wird es mich vor jeder Gefahr warnen“, sagte der Bauer.

„Ich brauche keinen Hund. Ich werde mir einen anderen Wächter suchen, und wir wollen erproben, welcher der bessere ist“, meinte der Dichter.





▲ **Fliegende Händler** sind diese Frauen. In den schmalen Booten, die sie unglaublich geschickt zu lenken wissen, fahren sie mit ihren Früchten von Haus zu Haus und preisen mit lauter Stimme ihre Waren an. Nicht immer blüht das Geschäft.

Die großen Lastkähne werden fast ausschließlich von jungen Mädchen gesteuert. Nur wenige Zentimeter breit ist der Gehsteig an der Seite, und es erfordert viel Geschicklichkeit, um während der Fahrt ans andere Ende des Bootes zu gelangen.

Am anderen Tag brachte Jih Sin seinen jungen Hund und tat, wie er gesagt hatte.

„Ich nehme deinen Vorschlag an“, sprach der Bauer. „Nur mußt du mir Gelegenheit geben, daß der Hund sich an meine Nähe und das Haus gewöhnt. In zwei Monaten soll die Probe gelten.“

„In zwei Monaten“, bestätigte der Dichter. „Doch ich weiß jetzt schon, daß ich gewinnen werde. Hunde taugen nichts. Sie sind bestechlich.“

Die Zeit ging dahin, und es wurde ein ungewöhnlich heißes Frühjahr. Eines Abends, als Jih Sin von seinem schweren Tagewerk abließ — er hatte begonnen, einen Kanal vom Fluß auf sein Feld zu leiten —, ging er zu dem Dichter.

„Die Probe soll nun gelten“, sagte er. „Jeder von uns soll in einer der kommenden Nächte versuchen, den anderen im Schlaf zu überraschen.“

Schon in der folgenden Nacht ging Luang Po zur Hütte des Bauern. Er warf dem Hund ein Stück Fleisch hin, und dieser gab kein Laut von sich.

„Ich habe gewonnen“, sagte der Dichter, als er den schlafenden Freund an der Schulter faßte.

„Erst besser ist“, wir sehen, ob dein Schutz besser ist“, meinte Jih Sin.

Es vergingen Wochen, bevor sich der Bauer in einer besonders finsternen Nacht in der Nähe der Tür angelangt und

hatte noch nicht den Vorhang berührt, als ihn der Dichter begrüßte.

„Tritt ein, mein Freund, und sei willkommen.“

Der Dichter erhob sich von seinem Lager, zündete Licht an und trat seinem Gast entgegen. Sie tranken starken Reisschnaps, und Luang Po erklärte Reisschnaps.

„Siehst du den kleinen Käfig, dort an der Tür?“ fragte er. „Er beherbergt meine Wächter.“ Der Dichter nahm den zierlichen Käfig in die Hand. „Ich glaube, sie sind nun lange genug bei mir, um sich an das Haus gewöhnt zu haben. Ich will ihnen deshalb heute die Freiheit geben, damit sie mir von nun an in Freiheit dienen.“

Luang Po öffnete die kleine Tür des Gehäuses und ließ die beiden schwarzen, daumengroßen Tiere auf seine Handfläche krabbeln.

„Grillen!“ rief der Bauer erstaunt. „Du hast dir Grillen gefangen.“

„Ja“, antwortete der Dichter. „Ich habe mich so an ihr nächtliches Zirpen gewöhnt, daß ich sogleich aufwache, wenn es plötzlich erstickt. Und die Grillen schweigen, sobald sich ein Fremder dem Hause nähert.“

Bewundernd blickte Jih Sin, der Bauer, den unscheinbaren Tieren nach, die mit schwerfälligen Bewegungen dem Lichtschein der Lampe entflohen, sobald der Dichter sie auf die Erde gesetzt hatte.





# WAHRE GESCHICHTEN

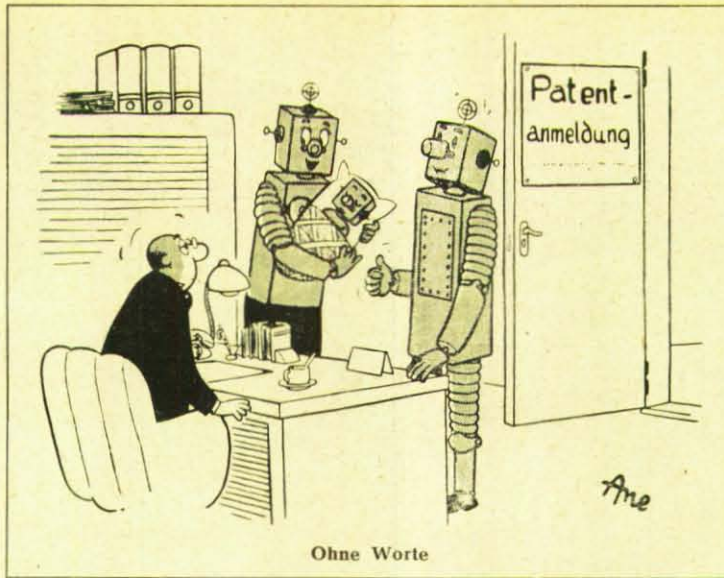
## Transportversicherung

Ein bekannter französischer Anwalt — es sind schon einige Jahrzehnte her — versandte einen gewöhnlichen, hölzernen Zahnstocher als Bahngut von Marseille nach Paris. Er tat das vorschriftsmäßig, indem er, was den Bestimmungen entsprach, an das Hölzchen eine Paketkarte mit seiner Adresse in Paris klebte. Diese Sendung, deren materieller Wert gleich Null war, versicherte er gegen Verlust in Höhe von 10 000 Francs, wobei zu bemerken ist, daß damals noch ein Franc mit 0,80 Goldmark verrechnet wurde. Die Kalkulation des Anwalts war richtig: Der Zahnstocher ging auf der weiten Reise verloren. Die Transportversicherung bot ihm daher einen tausendfachen Ersatz in ähnlichen Zahnstochern an, ja sogar einen, der in Gold gefaßt war. Doch der Anwalt bestand auf Erfüllung des Vertrages. Die Sendung sei unbeanstandet angenommen worden, ebenso auch die verhältnismäßig hohe Prämie. Warum er gerade auf diesen Zahnstocher, den er vorsichtshalber unter Zeugen kenntlich gemacht habe, um Verwechslungen vorzubeugen, Wert lege, gehe die Bahn bzw. die Versicherungsgesellschaft nichts an.

Der Anwalt erhielt die 10 000 frcs. — Es wurde aber kurz hinterher eine Verordnung über Tarifänderung erlassen, die eine Wiederholung eines solchen „Falles“ ausschloß.

## Die Entschuldigung

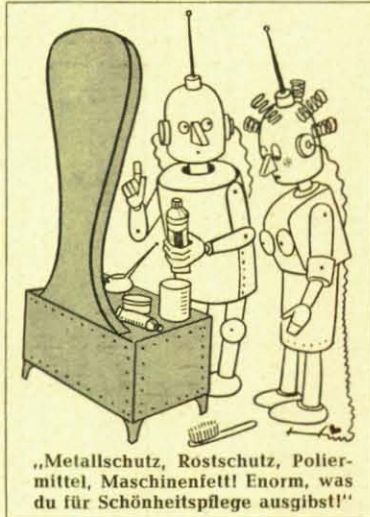
Weiß Ferdl, der beliebte Münchener Komiker und Humorist, wurde von dem Kaufmann Hinterhuber wegen Beleidigung verklagt, weil er diesen, der im übrigen allgemein als Konjunkturgewiner bekannt war, auf der Bühne in scharfer und herabsetzender Form angegriffen hatte. Tatsächlich wurde der Künstler auch wegen formeller Beleidigung zu einer kleinen Geldbuße verurteilt mit der Auflage, sich an einem bestimmten Tage zu einer bestimmten Stunde bei dem Beleidigten in dessen Wohnung zu entschuldigen. Als Ferdl pünktlich zur festgesetzten Zeit an der Wohnungstür des Kaufmanns schellte, öffnete Hinterhuber selbst die Türe. Er hatte auf diesen Augenblick seines „Siegess“ über den bissigen und deshalb von manchen gefürchteten Spötter mit Genugtuung gewartet und noch einige Freunde als „Zeugen“ geladen. „Wohnt hier Herr Jochen Kretschmann?“ fragte Ferdl mit unschuldiger Miene. — „Nein, mein Name ist Hinterhuber“, erwiderte der „Sieger“ verblüfft. — „Na, dann entschuldigen Sie bitte“, und mit verbindlichem Lächeln verschwand Ferdl. Daß sich Herr Hinterhuber wegen der seltsamen Form der Entschuldigung bei Gericht beschwert habe, ist nicht bekannt geworden.



Ohne Worte

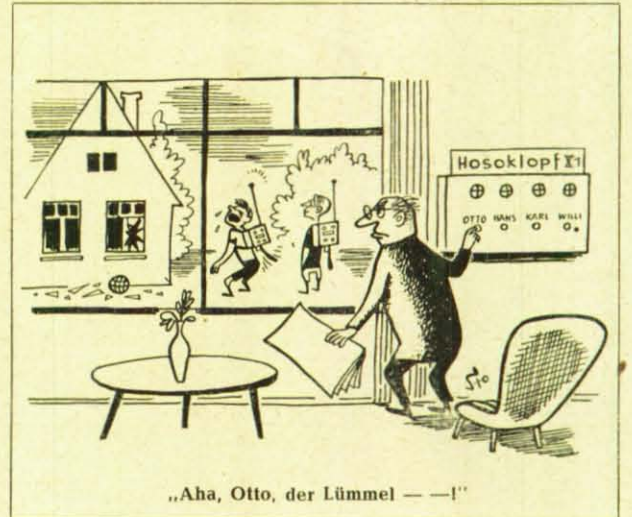


„Keine Angst — am Schluß lasse ich ihn dann selbstverständlich gewinnen!“

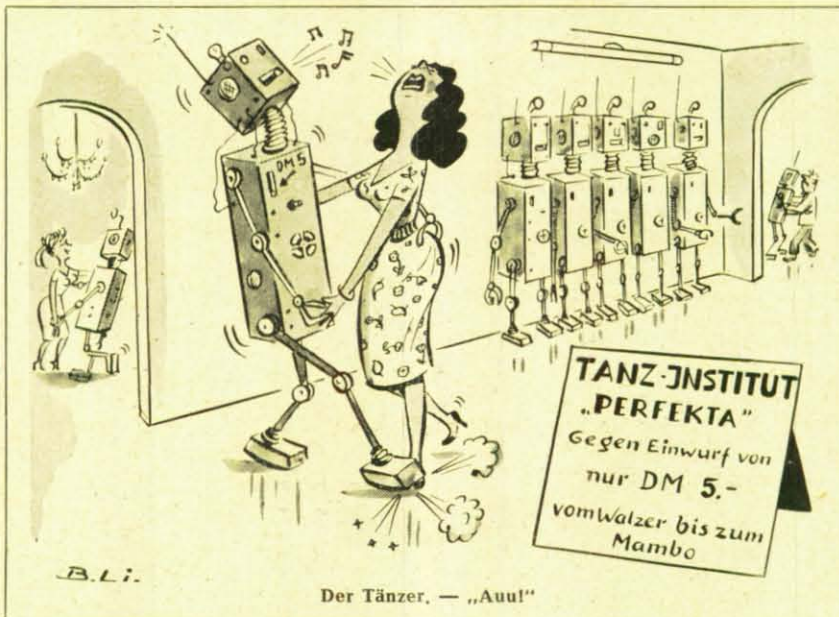


„Metallschutz, Rostschutz, Poliermittel, Maschinenfett! Enorm, was du für Schönheitspflege ausgibst!“

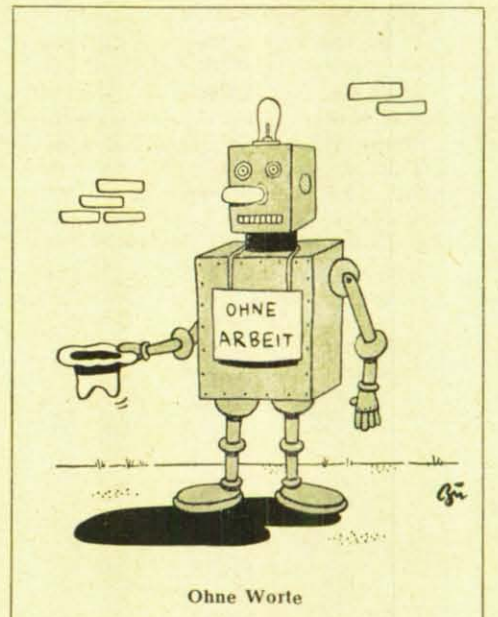
Zum Thema  
**Roboter**  
fiel unsern  
Zeichnern  
folgendes ein:



„Aha, Otto, der Lümmel — —!“



Der Tänzer. — „Auu!“



Ohne Worte

## Komisch, nicht?

### Der Rohling

Frau Lucie ist eigentlich über die schwärmerischen Jahre hinaus. Dennoch freut sie sich kindlich auf das Künstlerfest, das sie gemeinsam mit ihrem Gatten besuchen wird. Hinsichtlich ihres Kostüms kommen ihr immer neue verwegene Pläne.

„Was meinst du, wenn ich als ‚Paradiesvogel‘ ginge!“ zwitschert sie. „Aber was willst du dann darstellen, damit wir auch zueinander passen, Lothar?“

Lothar blickt nicht einmal von seiner Zeitung auf.

„Ich stopfe mir Watte in die Ohren und gehe als ‚Tauber!‘ knurrt er. —

### Türen

Ein durch zweideutige Geschäfte reich gewordener Athener hatte über die Türe seines neuen Hauses schreiben lassen: „Nichts Schlechtes soll hier eintreten.“ Der weise Philosoph Diogenes fragte ihn darob: „Und durch welche Tür willst du hinein?“

### Unrasiert

Der wegen seiner Derbheit bekannte preußische Generalfeldmarschall Wrangel bemerkte bei einer Offiziersbesprechung, daß der junge Major Prinz von X unrasiert war. Wenigstens glaubte

Wrangel das. „Ick wünsche“, erklärte Wrangel, der gerne berlinerte, „daß jeder Offizier, eja! wat er ist, vor mir rasiert erscheint“ und fixierte hierbei scharf den jungen Fürsten. Dieser fühlte sich beleidigt und beschwerte sich an höherer Stelle, die sich in diesem Falle denn doch veranlaßt fühlte, dem Marschall nahezulegen, sich bei passender Gelegenheit bei dem Prinzen zu entschuldigen.

Wrangel erledigte das bei der nächsten Offiziersbesprechung und sagte: „Ick hab da neulich wat von unrasiert gequasselt. Ick entschuldige mir deshalb, Herr Major. Aber, wenn ick mir

so recht erinnere, Sie sahen, weeb der Deubel, nicht so aus, als ob Sie sich rasiert hätten.“

### Urteil — zweimal

Der griechische Philosoph Diogenes machte sich wegen seiner sarkastischen Offenheit bei vielen seiner Mitbürger naturgemäß nicht unbedingt beliebt. Eines Tages wurde ihm ein Erlaß seiner Vaterstadt Sinope (am Schwarzen Meer) vorgelegt: „Wir verurteilen dich, Sinope sofort zu verlassen“, stand darin zu lesen. Seelenruhig erwiderte Diogenes: „Und ich verurteile euch, in Sinope zu bleiben.“





◀ **Mit Gymnastik** in den neuen Tag! Wenn Sie sich morgens — gleich dieser jungen Dame — tüchtig warm turnen, dann sind Sie gefeit gegen Winterstürme, Schnee, Kälte und eisige Luft. Mit Schwung und Tatkraft meistern Sie alle Schwierigkeiten und bleiben bis in den Abend hinein warm, innerlich und natürlich auch außen.

**Richtig dosiert!** Erst drei, dann fünf, schließlich acht und mehr Minuten. Die warmen Gestirne der Höhensonne streicheln das Gesicht, die Arme und die Beine. Als Folgewirkung erweitern sich die Blutgefäße, es bildet sich Pigment. Und Ihre Haut wird braun, straff und jung wie gewünscht, fast so wie im schönsten Sommer.

## Rote Nase - fahle Haut

Winterkur zu Hause beseitigt Schönheitsmängel und Gesundheitsschäden

Ärgern Sie sich nicht, wenn Ihre Nase bei Frostwetter rot anläuft. Ärgern Sie sich auch nicht über Ihre graue Haut, Ihre kalten Füße. Schreiten Sie vielmehr zu Taten. Mit ein wenig Energie und bewußter Pflege können Sie diese und andere Übel leicht abstellen. Wie das? Nun, Sie nehmen sich erstens etwas Zeit, morgens und abends. Dann eine gute Bürste und schließlich viel warmes und kaltes Wasser. Und nun baden, schwitzen und turnen Sie, legen sich unter die Höhensonne und bürsten sich auch. Und Sie stehen aus der Düsternis der kalten Tage strahlend schön und gesund.

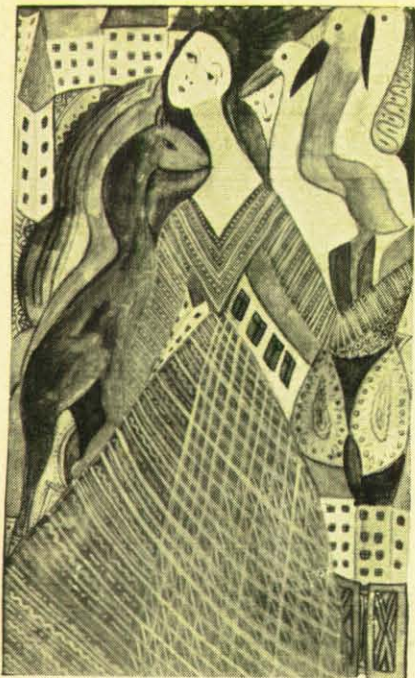
▶ **Von Kopf bis Fuß** so lange bürsten, bis sich die Haut sanft rötet und eine wohlige Wärme spürbar wird. Wenn Sie das einige Wochen lang regelmäßig machen, bleibt der Erfolg nicht aus. Sie werden leistungsfähiger, fröhlich und auch schöner denn je.



▶ **Gut schwitzen**, das wirksamste Mittel gegen Erkältungen! Füllen Sie die Badewanne so weit mit heißem Wasser, daß es die Hüften gerade noch bedeckt. Über die ganze offene Fläche breiten Sie dann Ihren Bademantel. Wenn Sie richtig schwitzen, waschen Sie sich dem Wasser und waschen sich kalt ab. Danach legen Sie sich ins Bett, trinken heißen Tee und — haben es wieder geschafft.

▶ **3 × heiß, 3 × kalt**, mit warmem beginnen, mit kalt abschließen. Danach Bettruhe oder auch einen Spaziergang. Ein unfehlbares Rezept! Wenn Sie sich diese Wechselfußbäder allabendlich gönnen, kennen Sie kalte Füße und die damit so häufig verbundenen Blasen- und Nierenleiden bald nur noch vom Hörensagen. Auch die Neigung zur Nasenröte nimmt ab.

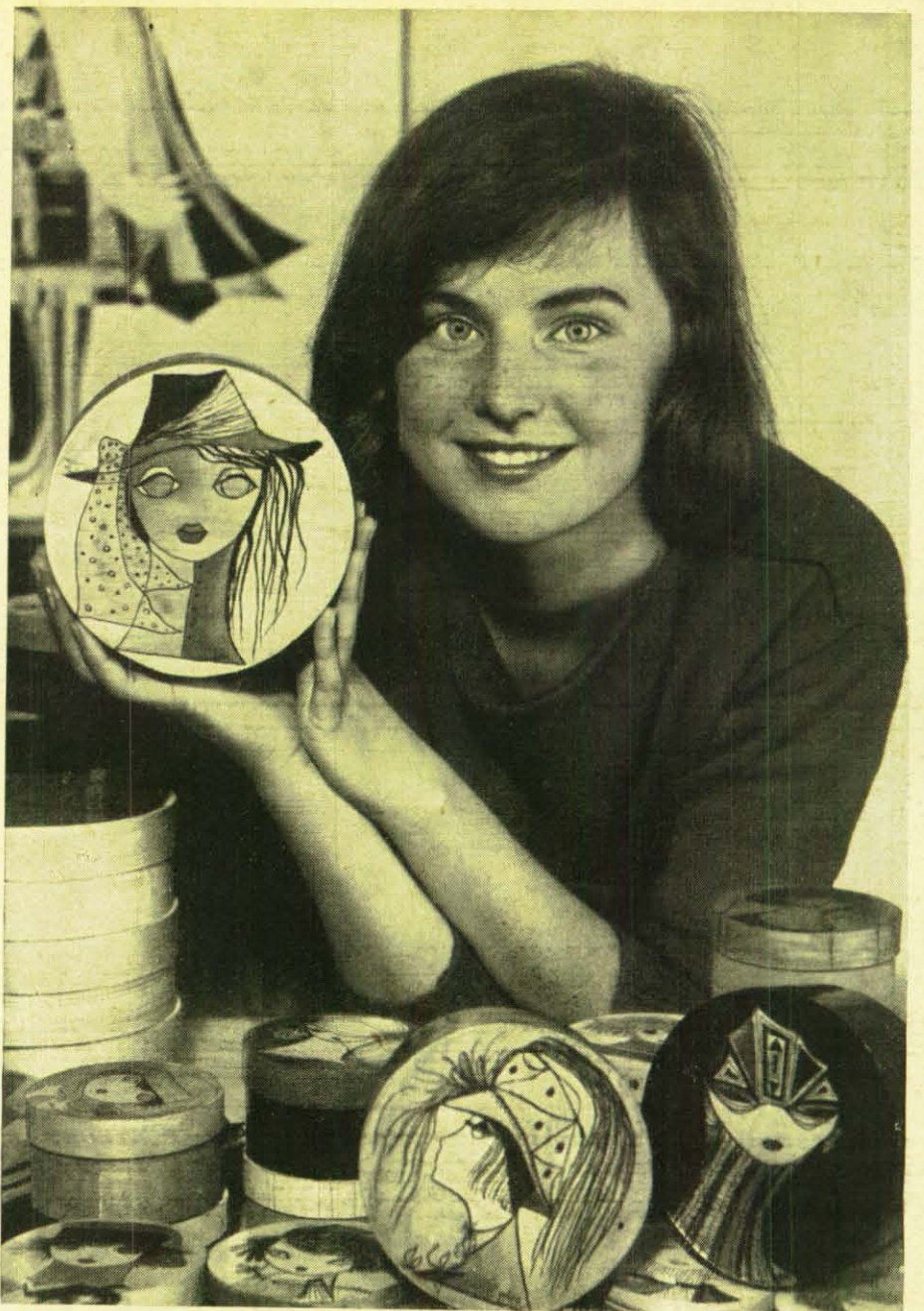




# Phantasie ist alles

Eigentlich fing die Geschichte mit einem kleinen Spankästchen an, das Petra aus München für ihre Mutter zu Weihnachten bemalt hatte. Nicht nur die ganze Familie war begeistert, sondern auch Freunde und Bekannte. Die Sache sprach sich herum und innerhalb kürzester Zeit hatte ein Kunstgewerbegeschäft Hunderte von den Kästchen verkauft.

Sehr eigenwillig sind die Arbeiten einer jungen Malerin aus München. Ihr Stil reicht ins Ornamentale hinein. Mit viel Phantasie hat dieses junge Mädchen es aber verstanden, aus seiner Begabung ein recht einträgliches Geschäft zu machen: Sie bemalt und verkauft kleine Spanschachteln.



Das ist Petra persönlich. Die Firma, bei der sie die rohen Spankästchen bezog, begann sich für die Künstlerin zu interessieren. Heute ist Petra bereits Leiterin der graphischen Abteilung.

Viele Ideen muß man haben, besonders in einem kunstgewerblichen Beruf. Zu Petras Aufgabenbereich gehört die künstlerische Gestaltung von Spielwaren, Korbwaren und auch Basttaschen.

„Mondschein“ nennt die Malerin dieses Bild. Es beweist, daß Petra, nicht nur Spankörbchen bemalen kann. Unverkennbar ist eine fast ostasiatisch anmutende Auffassung und Darstellung der verschiedenen Motive.

Noch unentschieden ist Petras Zukunft. Wird ihr Erfolg bei den Spankästchen stehenbleiben, oder werden ihre Bilder einmal genauso berühmt und erfolgreich werden?





# SIE KAMEN IN DER DÄMMERUNG

## 5. Fortsetzung

Sie lächelte. „Mutter und Sohn sollen keine Geheimnisse voneinander haben, was? Ich hatte Beau einfach deswegen im Verdacht, weil ich hoffte, daß er es sei. Du kennst ja jetzt die Gründe; ich brauchte unbedingt eine stärkere Handhabe gegen Beau als zum Beispiel eine Kündigung. Er könnte nämlich sofort in verschiedenen Banken eine gute Stellung bekommen, nicht nur wegen seiner Eignung, sondern weil er so gut über die Geschäfte der Sloan-Bank unterrichtet ist. Ich will gleich dazusagen, im gleichen Moment, als ich Beau im Verdacht hatte und feststellte, daß er auch die Gelegenheit dazu gehabt hat, fiel mir etwas ein, was ich mal, Gott weiß von wem, gehört habe. Irgend jemand hat mir erzählt, daß Beau einen Lebensstandard hat, der ihn an die vierzigtausend Dollar im Jahr kosten muß — sein Gehalt beträgt aber nur siebzehntausendfünfhundert.“

„Na ja, sie spielen sich ja auch ein bißchen auf, wie kleine Leute das so an sich haben, mit ihrer modernisierten Hausfassade und ihrem lächerlichen Bratros im Garten; und Netta, die alte Kuppelmutter, hängt sich wer weiß was auf den Leib.“

„Natürlich“, fuhr Minerva fort, „habe ich mich daraufhin erst einmal eingehend erkundigt. Das hat mich heute fast den ganzen Tag gekostet, aber es ist hochinteressant, sage ich dir. Beau hat überall Schulden. Er ist Mitglied von sieben Clubs, und die Beiträge sind gepfeffert, jedenfalls für sein Einkommen. Das College für Lenore hat auch viel Geld verschlungen. Und schließlich habe ich noch etwas gehört — du weißt ja, eine Bank muß zu jeder Sorte Menschen Kontakt haben —, daß Beau seit geraumer Zeit auf Pferde wettet und haushoch verliert.“

„Ja? Und was hat das alles mit Lenore zu tun? Daß sie Courage hat, kann kein Mensch leugnen. Und wenn ihr Vater vors Gericht kommt, dann wird sie auch noch damit fertig. Man hat ihr schon sehr gute Stellen angeboten, zum Beispiel als Modell in New York, und in Hollywood wollten sie Probeaufnahmen von ihr machen, und schließlich kann sie immer noch bei Hobart ins Labor gehen.“

Minerva kicherte. „Das wäre ein Witz! Ausgerechnet Hobart-Obligationen hat Beau geklaut.“

„Ich verstehe trotzdem nicht —“

„Sieh mal, Kit, es ist die höchste Zeit, daß du endlich heiratest. Ich habe dir vorhin nur einmal auf den Zahn fühlen wollen, ob du Lenore Bailey wirklich gern hast. Sie paßt durchaus zu dir, und ich habe immer gesagt, daß mir jedes Mädchen recht ist, das zu dir paßt.“

„Meinst du vielleicht, daß die Tochter eines Bankdiebes zu mir paßt?“

„Ach was, der Vater ist ja nicht das, was man gewöhnlich unter einem Dieb versteht. Er ist nur ehrgeizig, und sein Ehrgeiz ist eben stärker als seine Moral. Sicher war er in einer Situation, aus der er keinen anderen Ausweg wußte — das mußte bei seinem Lebensstandard früher oder später einmal passieren — und da hat er eben seine Seele um kümmerliche sechstausend Dollar verkauft. Ich habe gescheiterte Männer gekannt, die dasselbe um noch weniger Geld getan haben.“

„Was habt ihr denn nun gemacht?“

„Die Bank hat Jessup natürlich alles ersetzt. Ich habe angeordnet, daß

**Mit Charles, Ted und Nora, ihren Kindern, sitzen Henry und Betty Conner am gedeckten Tisch ihres Landhauses in Green Prairie. Da zerreißt Sirenengeheul die Luft. Probealarm! Als Abschnittsleiter beim Luftschutz muß Henry Conner sofort weg, Ted stürzt an den Funkapparat, Charles, der als Oberleutnant auf Urlaub gekommen ist, geht zum Nachbarhaus hinüber, um seine Jugendfreundin Lenore Bailey zu begrüßen. Aber auch Lenore muß zur Übung. Als sie spät heimkehrt, erfährt sie, daß ihr Vater viel Geld verspielt hat. Für sie bedeutet das Abkehr von Charles, den sie liebt. Um den Vater zu retten, muß sie sich reich verheiraten. In den nächsten Tagen spricht Henry Conner mit dem Chefredakteur Coley Borden über die Aufgaben des Luftschutzes. Borden veröffentlicht einen Leitartikel in diesem Sinne und — wird entlassen. Beau Bailey, Lenores Vater, benutzt indes eine günstige Gelegenheit, um sich aus dem Banktresor Obligationen anzueignen. Der Diebstahl wird entdeckt. Minerva Sloan, die Bankbesitzerin, schöpft Verdacht und spricht mit ihrem Sohn Kit darüber.**

strengstes Stillschweigen gewahrt wird. Bisher habe ich Beau nichts nachgewiesen, ich weiß aber genau, daß ich das könnte: ich brauchte nur am richtigen Ort ein paar richtige Fragen zu stellen.“

„Zum Beispiel bei einem gewissen großkotzigen Buchmacher, was?“

„Jawohl. Ich könnte es aber auch über Netta erreichen. Ich sehe sie ja ziemlich oft, sie gehört zu den Speichelleckern, die sich bemühen, mit mir gut zu stehen. Ich könnte ja mal mit ihr reden und sie dazu bringen, daß Beau ein Geständnis unterschreibt. Weiter könnte ich versuchen, die Obligationen zurückzubekommen, er muß sie irgendwo in Green Prairie oder River City versetzt haben. So etwas bekommt man schnell heraus. Danach würde Netta schon dafür sorgen, daß dir und mir jeder kleine Wunsch erfüllt wird, Kit.“

„Das gibt eine hübsche, kleine Trauung mit dem Gewehr im Anschlag, bloß, daß diesmal nicht auf den Bräutigam, sondern auf den Brautvater gezielt wird.“

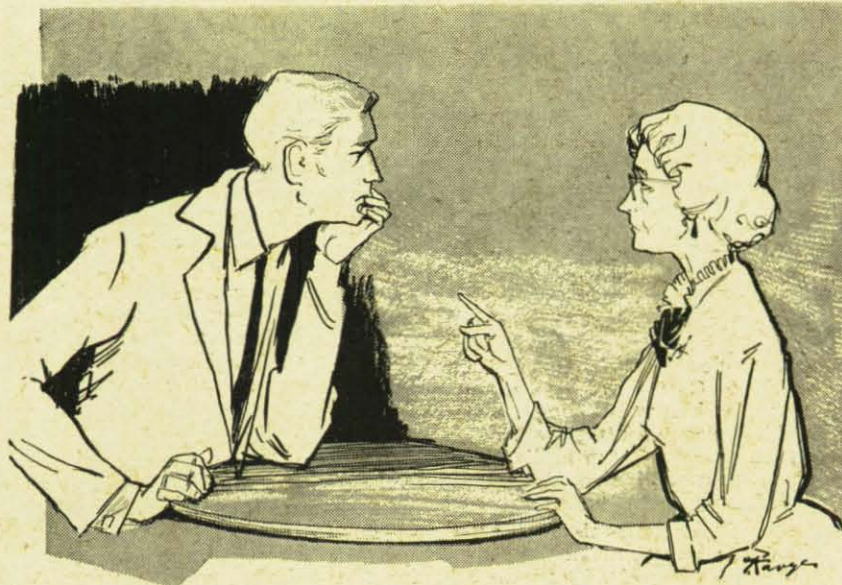
„Ich sagte vorhin, daß ich erst einmal sichergehen wollte, wie du dich zu Lenore stellst, Kit. Jetzt möchte ich aber, daß du endlich etwas tust und nicht noch weitere Jahre versäumst.“

Aha, dachte er, so sah es aus. Da lag der ganze Fall säuberlich serviert vor ihm auf dem Tisch, direkt unter der Schale mit Rosen, die in der Mitte

stand. Neue Einwände tauchten in ihm auf, aber sie blieben unausgesprochen. Und plötzlich ging ihm eine ganz neue Seite der Angelegenheit auf. Von jetzt ab brauchte er keine Sorge zu haben, daß es in seiner Ehe mit Lenore Kämpfe und Widerstände geben würde, denn er hatte sie nun völlig in der Hand. Wenn sie zu einer Ehe mit ihm gezwungen wurde, um ihren Vater vor dem Gefängnis zu bewahren, dann würde sie wahrscheinlich ihr ganzes Leben lang dieses Rettungswerk fortsetzen müssen. Er, Kit, würde kommen und gehen können, wie es ihm beliebte, er würde tun und lassen können, was ihm paßte, und so frei sein, wie er es wünschte. Sie würde alles hinnehmen müssen, weil seine Mutter irgendwo ein schriftliches Geständnis ihres Vaters aufbewahrte.

Die Möglichkeit, Ehemann zu sein und trotzdem „ein Mann“ zu bleiben, war wirklich verlockend. Er hatte intuitiv begriffen, daß Lenore viel stärker war als er. Sie würde ihn beherrscht und gelenkt haben. Jetzt aber sah die Sache völlig anders aus. Minerva schien bereits das gleiche gedacht zu haben und zu den gleichen Schlüssen gekommen zu sein. Er sah ihr an, daß sie ihm, wenn nötig, ihren Gedankengang genau auseinandersetzen wollte.

Deshalb erhob er sich, ging um den Tisch zu ihr und küßte sie mit besonderer Herzlichkeit. „Gut, Mutter. Ich



„Meinst du vielleicht, daß die Tochter eines Bankdiebes zu mir paßt?“ fragte Kit. — „Ach was, der Vater ist ja nicht das, was man gewöhnlich unter einem Dieb versteht. Er ist nur ehrgeizig, und sein Ehrgeiz ist eben stärker als seine Moral. Sicher war er in einer Situation, aus der er keinen Ausweg wußte“, sagte seine Mutter mit Bestimmtheit.

Alle Rechte der deutschen Übersetzung bei Verlag Schimmelbusch & Co., Bonn

weiß nicht, ob mir das helfen wird, aber möglich ist es ja. Sie ist das eigenartigste und unabhängigste Weibsbild, dem ich je begegnet bin. Ich brauche unbedingt ein Mittel, mit dem ich sie im Zaum halten kann.“

„Dieses Mittel haben wir jetzt, glaube ich“, sagte die Mutter.

## II

Es war ein grauer, windiger Nachmittag, und der ganze weite Flugplatz war erfüllt vom brausenden Dröhnen der Motoren. Ein Dutzend schwerer Bomber war donnernd zum Übungsflug gestartet. Es waren sechsmotorige Maschinen, ihre Propeller hinterließen in der scharfen, windigen Luft, die über Texas wehte, einen Wirbel von Wind, Staub und Lärm.

Leutnant Conner hatte Mühe, die Tür seines Büros ins Schloß zu drücken. Die Baracke, die er eben verließ, war lang und niedrig und vom Wellblechdach bis zum Boden über und über verschmutzt. Sie glich aufs Haar fünfzig anderen auf dieser und weiteren fünfzig auf der anderen Seite des Flugfeldes. Charles zog unter seinem Mantel die Schultern zusammen, drückte die Aktentasche fester unter den Arm und sah sich nach einem Jeep um. Auf der ganzen weiten Fläche gab es nur Beton, Wind, beißenden Staub und die Maschinen weit draußen, die auf dem flachen, unendlich großen Feld wie Marsungetüme aussahen.

Jeden Tag was anderes, dachte er. Da hupte ein Jeep hinter ihm, und er stieg ein. Beim Fahren war es noch kälter. Der Himmel war gelblichgrau. Die Wolken jagten. Vor einem weniger verstaubten Gebäude stoppte der Jeep. Der Wind hatte es nicht so stark verschmutzen können, denn hier kämpften die GI's jeden Tag mit Wasser und Bürste gegen den Dreck. Charles trat ein, schritt zum Konferenzzimmer, überreichte Unteroffizier Lee seine Aktentasche und grüßte. Vier Männer saßen im Raum, es waren Oberst Eames, der Kommandant, Major Wroncke, Major Taylor und Hauptmann Pierce. Alle sahen ernster aus als gewöhnlich. Im allgemeinen maß niemand den wöchentlichen Nachrichtenbesprechungen eine Bedeutung bei.

Der Oberst am Kopfende des Tisches grüßte zurück. Charles nahm Platz. Er vertrat heute Major Blayert, den Abwehroffizier, dessen Adjutant er war. Für gewöhnlich nahm Charles nicht oft an diesen Besprechungen teil, doch war Blayert vorübergehend zum Lehrgang nach Flagstaff abkommandiert.

Der Oberst nahm das Wort. „Neue Befehle, geheim, direkt aus Washington.“ Eames sah die Offiziere an. „Ziemlich eingehend, 'nen Haufen Arbeit!“

Niemand schien von dieser Mitteilung besonders entzückt zu sein. „Sie wissen ja, daß seit Jahren Kondensstreifen über Alaska und Kanada beobachtet werden.“

„Sollen wir sie vielleicht ausradieren?“ fragte Hauptmann Pierce sarkastisch. Für einen Neuengländer war er bemerkenswert wenig stur und hatte immer einen Witz bei der Hand. Jeder mochte ihn. Aber der Oberst war heute nicht zu Scherzen aufgelegt. Er überhörte die Bemerkung und fuhr fort:

„Wir wissen seit langem, daß unser nördlicher Verteidigungsgürtel ausgekundschaftet wird. In letzter Zeit



nun" — er schlug mit der Hand auf seine eigene Aktentasche — „sind Maschinen über den Vereinigten Staaten gesichtet worden.“

„Ist das sicher?“ fragte Major Wroncke in scharfem Ton. „Gerüchte —“

„Ich weiß.“ Der Oberst zögerte. „Die zivile Luftaufklärung hat in letzter Zeit stark nachgelassen. Und nachdem der Kongreß unseren Etat so stark gekürzt hat, mußten wir den Radarschutz einschränken.“ Er blickte unbewußt auf den Adler auf seiner rechten Schulter. Die Männer am Tisch wußten, was dieser Blick bedeutete und empfanden Mitgefühl. Durch die ewigen Haushalts-Ausgleichsmanöver und die vielen Einsparungen bei den Bundesausgaben war der Etat der Streitkräfte stark beschnitten und die Truppe zahlenmäßig sehr vermindert worden. Für Offiziere wie Oberst Eames bedeutete das, daß sie nicht avancieren konnten. Als Kommandant saß er auf der Stelle eines Generalmajors. Aber er blieb weiter Oberst.

„Hat man Beweise?“ fragte Major Taylor. Er war ein Mann, der gern viel Wirbel machte und ständig bemüht war, die Dinge voranzutreiben, ob es sich nun um Geräte, um Mannschaften, Pläne oder Besprechungen handelte.

„Eine Menge“, antwortete der Oberst. „Und nicht etwa bloß Phantasien über ‚Fliegende Untertassen‘. Kondensstreifen gibt es über Nebraska, Iowa, Ohio und allen Staaten hier im Südwesten. Auf keinen Fall unsere eigenen.“

„Berührung mit Maschinen gehabt?“

„Das nicht. Aber Radarzeichen.“

„Welche Flugzeugtypen?“

Bei dieser ungeduldigen Fragerei umwölkte sich die Stirn des Obersten. „Ich will mich mal ganz kurz fassen. Das Hauptquartier ist überzeugt, daß seit Monaten zahlreiche Flugzeuge in unser Land einfliegen, mit großer Geschwindigkeit und in sehr großer Höhe. Wahrscheinlich Turbo-Maschinen für photographische Aufklärung. Bisher hat keiner unserer Jäger schnell genug aufsteigen können, um sich eine aus der Nähe anzusehen. Was wir aber besitzen, sind ein paar ziemlich gute Aufnahmen, die aus großer Entfernung von unseren eigenen Flugzeugen mit dem Teleobjektiv gemacht wurden.“

„Das ist überzeugend“, murmelte Hauptmann Pierce.

Eames nickte. „Ausgesprochen sogar. Da die Zivilluftfahrt jedes Jahr größere Höhen fliegt, war man im Hauptquartier zunächst skeptisch. Die Verhandlungen sind auf einem erfolgversprechenden Punkt angelangt, darum wollte man zuerst nicht glauben, daß sich Aufklärer über unserem Land befinden könnten. Im letzten Jahr war man tatsächlich fest überzeugt, daß solche Vorhaben, falls überhaupt geplant, vorläufig abgeblasen seien.“

„Wir haben bei unseren ‚Freunden‘ doch auch mal ‚reingeschaut‘, warf Major Wroncke ein.

„Und dafür gehörig eins aufs Dach bekommen“, gab Major Taylor zurück.

„Wie erklärt man sich das jetzt?“ fragte Hauptmann Pierce.

Der Oberst wandte sich ihm stirnrunzelnd zu. „Vorläufig gar nicht. In den nächsten sechs Wochen werden wir ‚Luftübungen‘ abhalten. So heißt es für die Öffentlichkeit. Wir lassen alles aufsteigen, was aufsteigen kann, und zwar so hoch wie möglich, mit Kameras und Kanonen.“ Er wies erneut auf seine Aktentasche. „Hier sind die Befehle: Augen auf, photographieren, was wir nicht identifizieren können und darauf schießen, sobald wir es überholen können. Diesmal sollen Bomber statt der Jäger eingesetzt werden. Weil der Aktionsradius größer ist.“

Major Wroncke pffte leise durch die Zähne.

Der Oberst lächelte säuerlich. „Ja wohl, genauso ist es“, sagte er gleichsam als Antwort auf Wronckes gepffenen Kommentar. „Für uns bedeutet das, daß wir eine Menge halb ausgebildeter Leute in die neuesten Maschinen werden stecken müssen. Außer-

dem ist es ein Nachschubproblem, wenn wir alles, was wir haben, in der Luft halten und versorgen wollen. Sechs Wochen sind eine lange Zeit. Wir sind mit unseren Beständen nicht darauf eingerichtet und müssen uns also schleunigst versorgen. Außerdem muß der Abwehrstab erweitert werden. In jeder Maschine soll ein A. O. mitfliegen.“

Hauptmann Pierce lachte. „Da wird sich unser Leutnant hier in Stücke reißen müssen.“

Charles lachte mit, aber es war kein frohes Lachen, und seine Augen blieben ernst.

Dann sagte der Oberst: „Jedenfalls werden für Sie alle die von jetzt ab geltenden Befehle ausgefertigt. Nach außen also ‚Luftübungen‘. In Wirklichkeit sechs Wochen lang intensive Luftaufklärung über den ganzen Kontinent und in großer Höhe. Übrigens wird für diese Zeit auch das Alarmsystem geändert werden. Warnstufe Gelb wird wieder vertraulich, wie es vor Jahren der Fall war.“

„Ist das nicht riskant?“ fragte Major Taylor scharf.

„Das Hauptquartier ist nicht der Meinung. Die Sache ist die, wenn wir Alarmstufe Gelb belassen, wie sie jetzt gehandhabt wird, dann bekommen wir von jedem zehnten zivilen Warnposten und jedem Flugwachkommando laufend Meldung über unsere eigenen Flüge, die wir vorher ja nicht bekanntgeben. Das heißt, unsere eigenen Maschinen geben ständig Anlaß zu falschem Alarm, und wir haben alle paar Stunden in jeder Stadt Alarmstufe Gelb. Die einzige Möglichkeit, das zu vermeiden, liegt in der Geheimhaltung.“

Charles entfuhr impulsiv die Bemerkung: „Wenn der Feind das wüßte, das wäre eine herrliche Gelegenheit für ihn —“

Der Oberst grinste. „Das wäre es in der Tat, wenn der ‚Feind‘, wie Sie sich ausdrücken, wirklich etwas vor hätte. Aber dafür gibt es keine Anzeichen. Deshalb hält man den Plan im Pentagon auch für ungefährlich. Die offizielle Meinung ist, daß die ganze Aktion nichts bedeutet als eine weitere Dummheit, ein weiterer grober Verstoß gegen die internationalen Gepflogenheiten. Angeblich bemühen sie sich um den Frieden, aber sie können es nicht lassen, noch schnell ein bißchen zu knipsen.“

„Sieht ihnen ähnlich“, brummte Major Taylor.

„Immerhin“, sagte Charles, „falls sie beabsichtigen sollten, unsere Maschinen in der Luft zu halten und unser Alarmsystem durcheinander zu bringen —“

Der Oberst nickte. „Befehl ist Befehl!“ sagte er. „Noch Fragen, meine Herren?“

Niemand hatte mehr eine Frage. Die Besprechung war zu Ende. Charles begleitete den Oberst auf seinem Wege zum Büro.

### III.

Das Mildred-Tatum-Krankenhaus für Farbige in River City war ein großes Backsteingebäude, direkt an der Kreuzung St.-Anne- und James-Straße. Daß es gerade hier, vier Häuserblocks vom Herzen der „Nigger-Stadt“ entfernt lag, hatte vielerlei Gründe; die Bequemlichkeit der Patienten oder therapeutische Erfordernisse hatten allerdings nichts damit zu tun. Emmet Sloan hatte für Farbige stets eine aufrichtige, wenn vielleicht auch sehr gönnerhafte Zuneigung empfunden. Sein Großvater, der nach dem Bürgerkrieg aus Illinois nach River City gekommen war, hatte gegen die Sklaverei gekämpft und auf der blutbefleckten Straße, auf der die Sklaven aus dem Süden in die Freiheit flohen, zeitweilig eine Art „Untergrund-Bahnhof“ unterhalten.

Wie andere amerikanische Geschäftsleute hatte Emmet Sloan die Einwanderungswelle begrüßt, die um die Jahrhundertwende neue Arbeitskräfte ins Land brachte — Iren, Italiener, Letten, Polen, Ungarn und Angehörige anderer Nationen. Für wenig Lohn arbeiteten sie in den Walzwerken und Gießereien

wie die Pferde und gaben die Muskelkraft her, die Amerika groß — und Männer vom Schlage Emmet Sloans reich — machte. Sie siedelten sich in der Nähe des Flusses, östlich der Marktstraße an, in den meilenlangen Zeilen der Mechanik- und der Wasserstraße, sowie in den zahlreichen engen Quergäßchen. Hier war das Land billig. Im Sommer herrschten Dunst und kochende Hitze, und es gab Schwärme von Stechmücken. Im Winter war es dafür wieder rau, trübe und sehr kalt. Von den benachbarten Fabriken, Rangierbahnhöfen und Loksuppen war die ganze Gegend ständig von Rauch und klirrendem Getöse erfüllt.

Emmet Sloan, der den „Block“ gelegentlich als Kunde besuchte, bekam dadurch einen sehr genauen Einblick in die trostlosen Lebensbedingungen vor allem der Neger und beschloß, etwas für sie zu tun. Besonders dringend war das Problem der Unterbringung ihrer Kranken. Als er im Jahre 1937 eine Kunstseidenfabrik, deren Hauptgläubiger er war, unter den Hammer gebracht hatte, ergriff er die Gelegenheit und baute das Gebäude zu einem Krankenhaus um.

Kurz vor seinem Tode hatte Emmet einen Vertrag unterschrieben, in dem er als neue Leiterin des Krankenhauses eine gewisse Alice Groves bestellte, eine Expertin der Krankenhausverwaltung mit dem Doktorat der Philosophie der Columbia-Universität. Minerva hatte sich damals wenig darum gekümmert, allerdings erinnerte sie sich deutlich an die vergnügte Feststellung ihres Mannes, daß das Krankenhausdirektorium alle möglichen Leute hatte bestechen müssen, um die Dame aus Kansas freizubekommen. Gelungene Bestechungen machten auch Minerva immer Spaß.

Nachdem nun Emmet mit Anstand unter die Erde gebracht war, fuhr Minerva aus eigenem Antrieb mit Willis im Rolls Royce zu einem, wie sie glaubte, letzten Besuch des Mittwochkränzchens. Sie war fassungslos, als sie feststellen mußte, daß die neue Leiterin des Krankenhauses, jene Alice Groves, selbst Farbige war, eine Mulattin, wie sie auf den ersten Blick erkannte. Und nicht nur das: Alice war dazu noch hübsch, anmutig, jung und ausgezeichnet erzogen. „Sie spricht Englisch mit einem besseren Akzent als mein Sohn Kit“, berichtete Minerva später im Kreise ihrer empörten Freundinnen.

Alice kam Minerva sehr zutraulich und freundlich entgegen, diese aber nahm die unfreundlichste und kritischste Inspektion vor, die das Krankenhaus seit seinem Bestehen über sich hatte ergehen lassen müssen. Am Ende ihrer Inspektionstour sah sich Minerva zu ihrer größten Verblüffung von einer Anzahl von Reportern und Photographen ihrer eigenen Zeitungen umstellt, die sie mit Alice und einem Dutzend weißgekleideter, dunkelhäutiger Schwestern photographierten. Die Aufnahmen erschienen auch prompt in der Presse und waren mit Unterschriften versehen, aus denen hervorging, daß Frau Sloan die traditionelle Wohltätigkeit ihrer Familie fortsetze. Ebenso verbreitete sie eine Anzahl von Artikeln darüber, daß das Krankenhaus das karitative Lieblingswerk ihres Gatten war, und wie großartig es von ihr sei, ihm „so kurz nach ihrem schwereren Verlust“ einen Besuch abzustatten.

Natürlich wußte Minerva, daß die ganze Sache im voraus eingefädelt war. Alice kannte Minervas Bedeutung als Wohltäterin des Krankenhauses nur zu gut und war offenbar fest entschlossen, Minervas Interesse weiterhin wachzuhalten.

Gerade dachte Minerva, sie könne diese Verpflichtung langsam einschleifen lassen, da erfuhr sie von Bestrebungen, das Krankenhaus umzutauften. Mildred Tatum war die erste befreite Sklavin gewesen, die sich in River City niedergelassen hatte. Nun hatte die farbige Bevölkerung offenbar beschlossen, das Krankenhaus müsse einen neuen Namen bekommen, da sie ja jetzt keine Sklaven mehr seien. Und

Minerva konnte wieder mal in ihrer eigenen Presse lesen, daß „Hunderte von Schulkindern“ in einem Preisausschreiben dafür gestimmt hätten, als neue Bezeichnung „Minerva-Sloan-Krankenhaus“ zu wählen.

Minerva gelang es diesmal, die Sache wenigstens zu einem Teil abzubiegen. Sie hatte keine Sehnsucht danach, ihren Namen über der Tür eines Negerkrankenhauses — ganz abgesehen von Windeln und Nachtgeschirren — der Nachwelt zu überliefern. Aber während sie noch mit größter Lebenswürdigkeit den Vorschlag und die Namenswahl zurückwies, fand sie sich um so fester in Alices Schlingen verstrickt. Der ganze Wirbel um die Namensgebung und sogar ihre Ablehnung hatten ihre eigene Person noch fester mit dem Krankenhaus verbunden, und das hatte seine Leiterin bezweckt. Von da an waren ihre Beziehungen zueinander zwar weiterhin herzlich, aber Minerva war auf ihrer Hut. Keine weiße Frau in ganz Green Prairie oder River City hatte sie je gegen ihren Willen so gründlich eingewickelt.

An einem Mittwoch fuhr Willis wie üblich Punkt drei Uhr durch die Stadt zum Krankenhaus. Wie üblich wartete Alice Groves am Treppenaussatz in dem schabigen Gebäude. Sie trug ein taubenblaues Kleid, das ihr gut stand, wie Minerva feststellte. Hinter ihr stand, in Reih und Glied wie eine Kompanie bei der Truppenparade, die übliche Schar von Schwestern in gestärkten Kitteln.

Schnaufend und widerwillig machte Minerva die Runde durch die Kleinkinderabteilung und den neuen Operationsaal, der, wie sie es ansah, nichts anderes war als eine überkeitserrögende Sammlung von blitzenden Gegenständen, über deren Verwendung man besser nicht erst nachdachte. Vor den Krankensälen der Erwachsenen streifte sie, und Privatkrankenzimmer gab es nicht... „Gleich nach Weihnachten“, sagte Alice Groves lebenswürdig, als die Runde beendet war und sie sich auf dem Wege zu dem hellen, mit Chintz drapierten Raum befanden, in dem die Damen mittwochs nähten, „wollen wir bei unseren eigenen Leuten eine Sammlung von fünfzigtausend Dollar starten.“

„Lieber Himmel! Können Sie denn so viel zusammenbringen?“

„Vielleicht nicht ganz. Wir brauchen aber so viel, damit wir ein kleines Haus auf dem Lande für unsere Patienten mit chronischen Leiden bauen können. Wir haben ja so furchtbar viele davon.“

Minerva war mit ihren Gedanken schon ganz woanders. „Das ist aber wirklich tüchtig von Ihnen, ein wundervoller Gedanke —“

„Ich bin sehr glücklich über Ihre Zustimmung. Ich habe gewußt, Sie würden dafür sein. Übrigens habe ich das den Pressevertretern auch schon gesagt.“

„Was haben Sie den Pressevertretern gesagt?“

„Daß Sie den Gedanken unterstützen, das heißt, eigentlich habe ich gesagt, es sei Ihre Idee.“

„Na, schaden kann's ja nicht“, brummte Minerva.

„Sie sind immer so gut, Frau Sloan.“

Ja, dachte Minerva grimmig, und zweifellos werde ich diese Sammlung ganz allein finanzieren und Alice alles geben müssen, was sie braucht. Geschick hatte sie das wieder gemacht, zugegeben. Vielleicht würde es sich lohnen, diese Alice im eigenen Lager zu haben. In diesem Augenblick entdeckte sie das kohlähnliche Scheusal von Hut, das Netta auf dem Kopf trug, und segelte nun hinein in den Schwarm schwatzender, Erdnüsse kauender Eintagsnäherinnen mit dröhnendem „Guten Tag, guten Tag, meine Damen. Guten Tag, Netta, freue mich, Sie hier zu treffen. Muß Sie unbedingt nachher noch sprechen, bevor Sie gehen. Eine kirchliche Angelegenheit.“

Diese Begrüßung, die sie vor den anderen auszeichnete, beglückte Netta und machte ihr zugleich Angst. Ge-









*Pralinen schmecken gut, besser als Brot. Wenn man daher genügend Geld zur Verfügung hat, warum soll man sie sich da nicht kaufen? Gewiß, man verspürt keinen richtigen Hunger mehr, wenn man sich mit Leckereien vollstopft. Aber was macht das schon? Man kann das Frühstücksbrot ja einfach wegtun.*

◀ *Brot, Brot und nochmals Brot! Ganze Packen davon schaffte der Hausmeister aus den Papierkörben der Klassenräume ans Tageslicht. Am liebsten möchte er sich die kleinen Sünder einzeln heranholen und ihnen erzählen, wie das ist, wenn man Hunger hat. In zwei Weltkriegen hat er das reichlich erfahren können.*

# Keine Achtung vor dem Brot

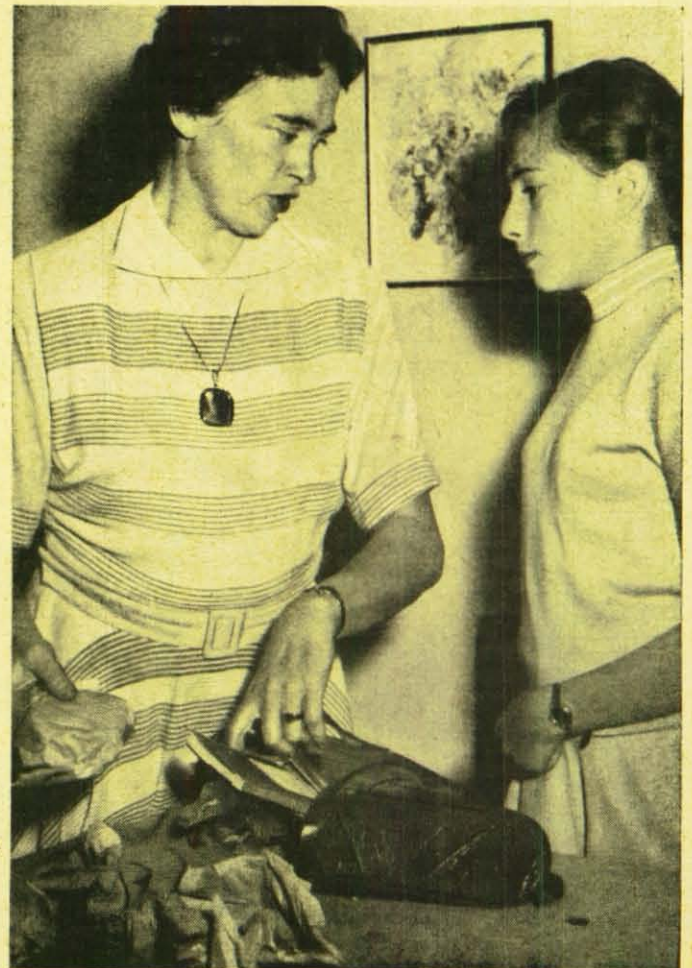
Schulkinder machen sich nichts aus Frühstücksschnitten – Süßigkeiten verderben den Appetit



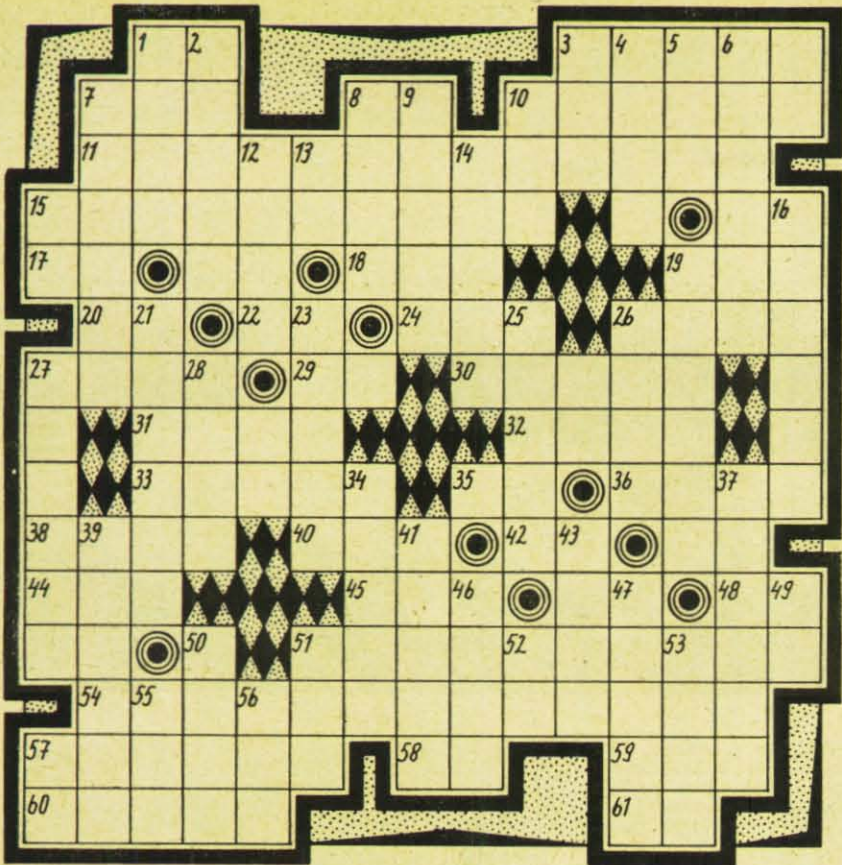
„Wie es in deiner Schultasche wieder aussieht...“ Heiliger Zorn überkommt die Mutter. Sie sichtet, ordnet, und dann — droht ihr das Herz stehen zu bleiben. In der Tasche, unter Büchern und Heften verborgen, stößt sie auf Frühstücksbrote, Päckchen um Päckchen. Vertrocknet und alles verdorben. Schnitten mit Butter und Wurst, liebevoll zurechtgemacht, vielleicht sogar noch nachgetragen oder drei Tage vorm „Ersten“ vom letzten Haushaltsgeld abgerungen... Die Mutter ist erschüttert. Die Lehrer sind es auch. Täglich erleben sie, wie Frühstücksbrote, kaum angegessen, in die Papierkörbe wandern. Aus mangelndem Hunger? Oder sind die übertrieben guten Absichten der Mütter daran schuld? Seit alters gilt das Brot als heilig. Das sollten wir bedenken und unsern Kindern mit liebevollem Ernst einprägen.

◀ *Ganz heimlich wirft Peter das nur einmal angebissene Frühstücksbrot in den Papierkorb. Dabei ist er sich der bösen Tat wohl bewußt. Aber er denkt gar nicht daran, daß er die Schnitten auch ruhig essen könnte.*

▶ *Schön wär's, wenn die Mutter hier zuerst mit sich selbst ins Gericht ginge. Kinder sollen nicht essen müssen, sondern essen dürfen. Wer danach handelt, erspart sich Überraschungen bei der Schultaschenkontrolle.*







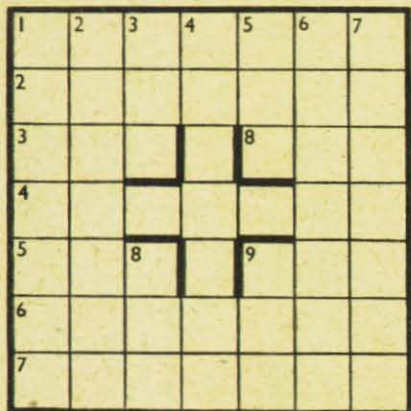
**Waagrecht:** 3. Atmungsorgan, 7. nordgermanisches Mittwinterfest, 8. Auerochs, 10. Schullurlaub, 11. Beseitigung (Mehrzahl), 15. Reinlichkeit — siehe Anmerkung 17. man (französisch), 18. griechischer Buchstabe, 19. siehe Anmerkung, 20. Nachmittag (abgekürzt), 22. italienische Musiknote, 24. Berg in der Ostschweiz, 26. Bekleidungsstück, 27. Tau, 29. in römischen Ziffern „60“, 30. deutsche Stadt, 31. Schweizer Freiheitsheld, 32. Zahlwort, 33. Rückenmarkserkrankung, 35. Faultier, 36. Weinranke, 38. Gewässerand, 40. unbestimmter Artikel — siehe Anmerkung, 42. sibirischer Strom, 44. Passionspielort in Tirol, 45. polnischer Fluß, 48. Flußlandschaft, 51. Behelf zum Anvisieren in optischen Geräten, 54. siehe Anmerkung, 57. spanischer Eroberer Mexikos 58. Verhältniswort, 59. Getränk, 60. Aalgabel, 61. persönliches Fürwort.

**Senkrecht:** 1. Kaffernstamm, 2. Abwesenheitsnachweis, 3. Männername, 4. Aschengefäß, 5. starke Verneinung, 6. wohlige Empfindung, 7. französische Bezeichnung für Johanne, 8. Kröntentier, 9. Beamtentitel (Mehrzahl), 10. leistungsfähig, 12. Getreideprodukt, 13. chemische Zeichen für Iridium, 14. Papstkrone, 15. derart, 16. Platz, 19. antike Landschaft in Kleinasien, 21. Behelf — siehe Anmerkung, 23. baumbestandene Straße, 25. Rundfunk, 26. Armee, 27. Abgabe, 28. Titelgestalt bei Shakespeare, 34. biblischer Berg, 37. Dusche, 39. leichtfertig, 41. weibliche Gestalt aus der Oper „Der Bajazzo“, 43. Stadt am Kaspischen Meer, 46. sauber, 47. landwirtschaftlicher Ertrag, 49. Kurzform von Ulrich, 50. Siedlung (Mehrzahl), 51. orientalische Kopfbedeckung, 52. nicht genügend (abgekürzt) 53. Nebenfluß der Elbe, 55. Arbeitseinheit, 56. spanischer Küstenfluß.

**Anmerkung:** Bei richtiger Lösung ergeben die Wörter in 15 waagrecht, 19 waagrecht, 40 waagrecht, 54 waagrecht und 21 senkrecht aneinandergereiht, einen Luftschutz-Merkatz (ch = 1 Buchstabe).

MAGISCHES QUADRAT

Aus den Buchstaben a — a — a — a — a — a — a — a — b — b — d — d — e — e — e — e — e — e — e — e — e — i — i — k — k — l — l — n — n — n — n — n — n — o — o — p — r — r — r — r — t — t — t — t — u — z — z — z — sind, waagrecht und senkrecht gleichlautend, Wörter nachfolgender Bedeutung zu bilden: 1. Gleichnisrede, Kegelschnitt, 2. USA-Staat, 3. japanisches Apothekergewicht, 4. Indianerstamm Altmexikos, 5. Riesenschlange, 6. Staatenbündnis (franz.), 7. Land (Mehrzahl), 8. griechische Göttin der Verblendung, 9. Bindewort.



Rätsellösungen aus Nr. 3

**Kreuzworträtsel:** Waagrecht: 1. Ar, 3. Koblenz, 11. Sud, 13. Buero, 14. Hai, 15. Tau, 17. Cid, 18. was, 19. Re, 20. nah, 22. Ena, 24. en, 26. Jon, 28. Elm, 30. Dur, 32. Taler, 33. ent, 35. Eremit, 36. Hostie. — Senkrecht: 1. As, 2. Rute, 4. Ob, 5. Buch, 6. Lei, 7. Erde, 8. no, 9. Hase, 10. Ei, 12. da, 14. ha, 16. UNO, 18. Wal, 19. Rade, 21. anti, 23. Nero, 25. Note, 26. Ire, 27. il, 29. Met, 31. Ur, 34. Ni. — Bewahre Ruhe und Besonnenheit.

**Silberrätsel:** 1. Nahrung, 2. Eingabe, 3. Iller, 4. Deichsel, 5. Ischias, 6. Seher, 7. Tresor, 8. Uhrmacher, 9. Neapel, 10. Valentin, 11. Elster, 12. Rahel, 13. Skalpell, 14. Oesel, 15. Eisen. — Neid ist unversöhnlicher als Haß.

**Kugel-Labyrinth:** 1. Teer, 2. Eren, 3. Lek, 4. Kant, 5. Genf. — Ferngelenkte Raketen.

**ZB** Illustrierte. Zeit-Berichte + Zeit-Bilder für Menschen im Atomzeitalter. Ersch. 14tägl. im Verlag Münchner Buchgewerbehaus GmbH, München 13, Schellingstr. 39-41, Ruf 2 13 61. Chefredakteur: Fried. Walter Dinger. Verantwortlich für Zeit-Berichte: Helmut Dohle und Heinrich Deurer. Zeit-Bilder: Dr. Völker Werb. Feuilleton: Dr. Gertrud Reschat. Ziviler Bevölkerungsschutz: Artur Baumann. Redaktion Köln, Norbertstraße 3, Ruf 5 71 94. Manuskripte und Bilder nur an Redaktion, bei Einsendungen Rückporto beifügen. Für unverlangte Beiträge keine Gewähr. Anzeigenverwaltung: Verlag und Anzeigenverwaltung Karl Vater, München 8, Prinzregentenstraße 144, Telefon 44 59 66. Verantwortlich: Georg Vater. Zur Zeit ist Anzeigenpreisliste Nr. 3 gültig. Druck: Münchner Buchgewerbehaus GmbH, München 13, Schellingstraße 39. Alleinauslieferung für das Saargebiet: Josef Leismann, Saarbrücken III, Johannisstraße 4. Preis sfrs. 60.— einschließlich Zustellgebühr. Alleinauslieferung für Belgien: Agence et Messageries de la Presse, Bruxelles, Rue du Persil 14A22, Preis sfrs. 7.—. In Österreich für die Herausgabe verantwortlich: Dr. Gerhard Bartsch, Salzburg, Bergstraße 8, Telefon 6 83 26, Preis S. 3.50 in Österreich. Bezugsbedingungen: Die ZB-Illustrierte erscheint 14täglich. Einzelpreis 50 Pf. Abonnements nehmen der Verlag und alle Postämter entgegen. Monatlicher Bezugspreis DM 1.08 (zuzüglich Zustellgebühr DM 0.06).

# Der interplanetarische Krieg findet nicht statt

Fortsetzung von Seite 3

Sollte man eines Tages wirklich Satelliten für militärische Zwecke einsetzen, so wird es die alte Geschichte von Maßnahmen und Gegenmaßnahmen, von Angriff und Abwehr werden. Der Wettlauf zwischen Hellebarde und Kürasse, zwischen Durchschlagskraft des Geschosses und Stärke der Panzerung, zwischen Waffe und Anti-Waffe wird in seiner modernsten Form erneut aufleben.

Nehmen wir ruhig einmal an, die Rakete steigt auf, ortet den Satelliten und vernichtet ihn. Dem nächsten Satelliten wird das schon nicht mehr passieren. Beim Auftauchen der Abwehr-rakete wird er diese mit einem mittlerweile entwickelten System ebenfalls orten und, bevor sie ihn erreicht, durch Störsignale ihre kombinierte Zielortungs- und -leiteinrichtung so sehr in Konfusion versetzen, daß die Rakete ‚vergißt‘, weshalb sie überhaupt aufgestiegen ist, und ohne Schaden anzurichten nach irgendwohin verschwindet, um dort nutzlos zu verpuffen. Aber auch dabei wird es nicht bleiben. Der nächste Satellit, der den gleichen Trick versucht, wird zu seiner Verwunderung feststellen müssen, daß die Rakete in der Zwischenzeit mit einer Einrichtung versehen wurde, die seine Störsignale mattsetzt, und er wird diese Feststellung mit seinem Leben bezahlen. Dies muntere Spiel ließe sich bis in alle Ewigkeit fortsetzen, würden nicht schließlich Kosten, technischer Aufwand und Umstände so groß, daß sogar der gesunde Menschenverstand wieder zu seinem Recht käme und dem Hin und Her ein Ende machte.

Künstliche Satelliten werden wahrscheinlich niemals als direkte militärische Waffen eingesetzt werden. Die phantastischen Kosten ihrer Herstellung, die Unwirtschaftlichkeit ihrer zu erwartenden Verluste, das Riesenheer von Ingenieuren und Technikern, die man zum Entwurf, ihrem Bau und ihrer Wartung benötigt, die Eventualitäten, deren man besonders beim Einsatz unter Kriegsbedingungen gewärtig sein muß, das alles läßt sehr ernste Zweifel an dem Wert eines kriegerischen Einsatzes der Satelliten aufkommen.“

Immerhin, trotz der sehr optimistischen Meinung vom gesunden Menschenverstand, der es sich eines Tages selbst verbieten müßte, die Wunderwerke der Technik, wie bemannte und unbemannte Raumstationen, in den Dienst der Vernichtung zu stellen, auch Bergaust und Beller haben nicht gesagt, daß der kriegerische Einsatz unmöglich sei. Sie halten ihn nur für unwahrscheinlich.

Aber auch sie geben zu, daß „gerade die militärischen Einrichtungen aller beteiligten Länder so eng und interessiert an dem Projekt mitarbeiten“. Der Grund: „Luftwaffe und Marine möchten über Flugzeuge verfügen, die noch höher, noch schneller fliegen können. Sie treiben auf dem Umweg über die Satellitenprojekte eine umfangreiche Grundlagenforschung, die ihnen den Bau besserer und wirkungsvollerer Waffen ermöglicht.“

„Ich warne die Welt“, sagte Wernher von Braun, und Professor Hermann Oberth, der für das Buch von Bergaust und Beller das Vorwort schrieb, erklärt in seiner eigenen grundsätzlichen und gründlichen Auseinandersetzung mit dem Thema „Menschen im Weltraum“ (Econ Verlag, Düsseldorf): „Da ich hoffe, daß nicht wieder der Krieg der Vater aller Dinge wird, kann ich mich über strategische Weltraumstationen kurz fassen...“

Dann setzt er sich mit den kriegstechnischen Möglichkeiten einer solchen Station im Weltraum knapp und eindringlich auseinander, ohne zu verschweigen, daß er sie ebenfalls — trotz eines von ihm projektierten Schutzgürtels aus „Wach- und Hundebomben“ — für recht anfällige Gebilde hält. Er denkt dabei offensichtlich weniger an einen regelrechten „Abschuß“ der Station von der Erde aus, als an eine „Eroberung“ durch „feindliche Weltraumstationen“.

Vollkommen einig sind sich alle Experten darüber, daß die Eroberung des Weltraums besser dem Frieden diene als dem Kriege, daß bei der Erschließung der interplanetarischen Räume eine internationale Zusammenarbeit größten Stils möglich und nützlich wäre.

Hoffen wir also, daß Bergaust und Beller recht haben, daß der interplanetarische Krieg wirklich nicht stattfindet.

50 Wochenraten zu DM 6,32 ohne Aufschlag, frei Haus DM 316.—

Der mod. Super mit Vollklang-Automatik, 7 Röhren, 15 Kreise, 3 Lautsprecher. Verlangen Sie den „Radio-Ratgeber, wertvoll, dennoch kostenlos“.

**E. Weimann**, das gute Versandgeschäft für Radio-Fernseh- u. Elektrogeräte, Plattenspieler u. Schallplatten. Ludwigsburg/Wtbg. Schorndorferstr. 37/ZB.

**Wovon eine Frau sonst nicht spricht!**

Für jede Frau unentbehrlich! **Int. Fragen finden Beantwortung!** Gesundes Liebesleben in der Ehe, Geburtenregelung, Ehekalender, Ehekrise und ihre Überwindung, Erlangung einer formvollendeten Büste, Int. Kosmetik, Auswirkung auf Partner, Schwangerschaft u. Wechseljahre, Frauenüberschuß. Dieses einzigartige illustrierte Buch per Nachnahme oder Voreinsendung DM 6,85.

**Einhorn-Versand**, (14a) Fellbach/Württ. Postfach 234/155/5.

**Das müssen Sie lesen!**

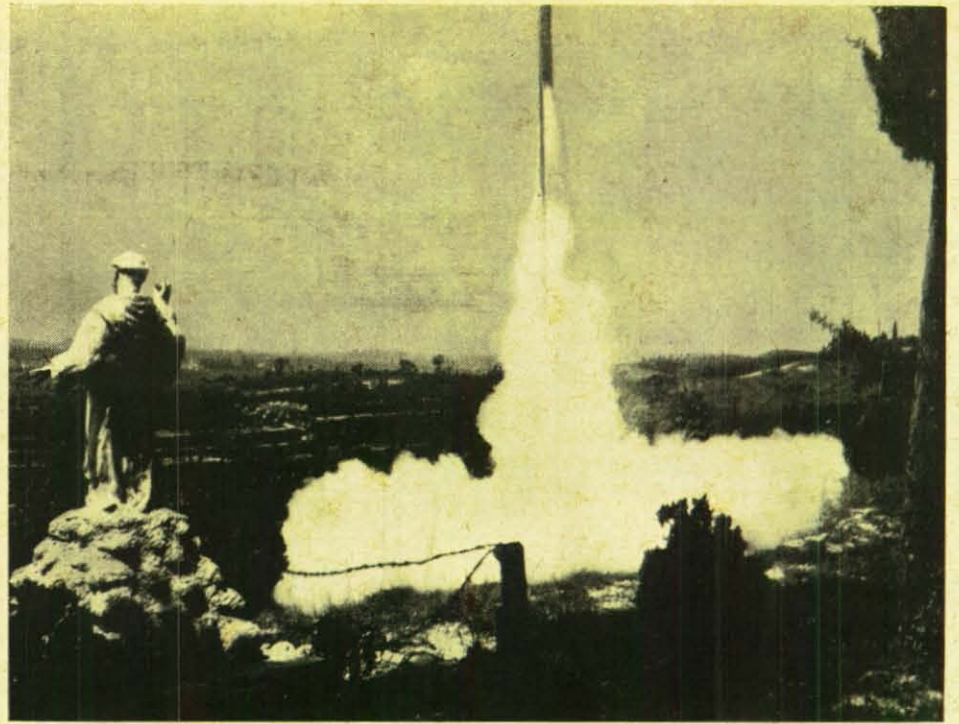
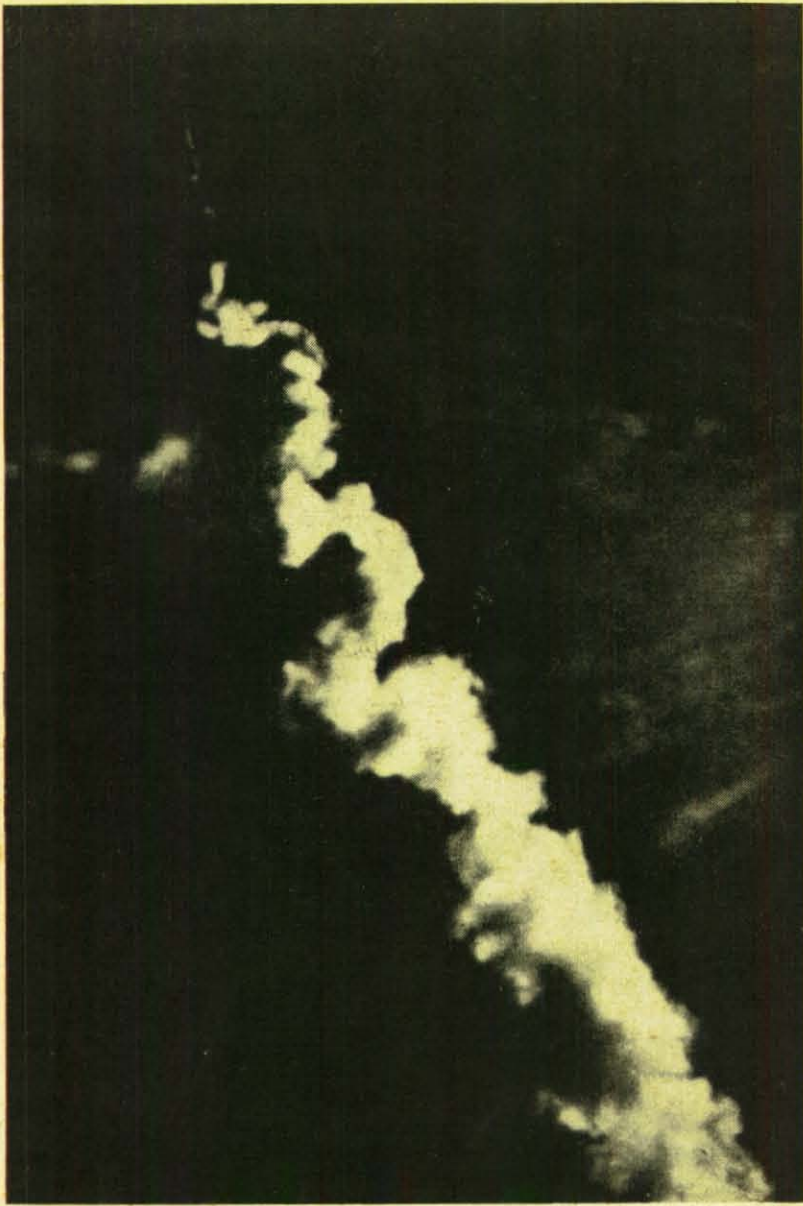
Liebes-Flirt-Bekanntschaft Freundschaft - Liebe - Ehe

**DAS LIEBES-LEHR- u. LEBE- BUCH** im besten Sinne! **6,80 DM**

„Lieben - aber wie?“ mit 57 reizvollen Fotos u. Z. Best. Sie **sofort** (neutral. Versand zuzgl. Vers.-Spesen) nur geg. Nachn. b. Buchversand D. Albrecht, München 13, Postfach 242.

Postlagd. nur geg. Voreinsendg. v. 7,40 DM





Der heilige Vincenz, der Schutzpatron der Weinberge, hat Gesellschaft bekommen. Ein Netz von kleinen Raketenabschüßbasen zieht sich durch die Weingebiete Frankreichs und Italiens.

⊗ Drohende Wolken sind am nächtlichen Himmel heraufgezogen. Eine Rakete zischt ihnen entgegen, um die Weinberge vor Hagelschlag zu schützen. Sie treibt die Wolken auseinander.

▶ Abschüßbereit ist diese Miniaturrakete. Man merkt dem Bauern, der sie entzünden will, an, daß er mit der Sache noch nicht so recht vertraut und daß sie ihm nicht ganz geheuer ist.



# Raketen gegen Hagel

**Französische Weinbauern schützen ihre Ernte - aber St.Vincenz wurde deshalb nicht arbeitslos**



Ein neues Gestell wird in dem steinigen Boden der Weinberge verankert. Die ganze Bevölkerung der Dörfer ist bei der Sache, denn alle wissen, worum es geht. Durch die Raketen wird viel Schaden verhindert.

Große Verwüstungen können Unwetter und Hagelschlag in den Weinbergen anrichten und in kurzer Zeit die Arbeit eines ganzen Jahres vernichten. Deshalb ist man jetzt in den großen Weingebieten Frankreichs dazu übergegangen, Hagelwolken mit Raketen zu beschießen und sie auf diese Weise zu zerstreuen und unschädlich zu machen. Die guten Erfolge haben die italienischen Weinbauern veranlaßt, es ihren französischen Kollegen gleichzutun. Die alten Heiligenfiguren aber, die bisher die Reben schützen sollten, sind dadurch nicht arbeitslos geworden. Sie wachen jetzt über das Gelingen der neuen Versuche.

▶ Ein Raketenjäger ist immer dabei, wenn es gilt, neue Abschüßstellen anzulegen. Er unterweist die Landbevölkerung auch in der Handhabung dieser nützlichen Geschosse.









# ZB



## O. W. hat es geschafft!



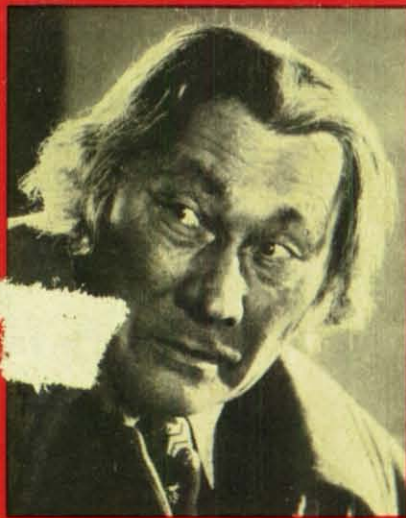
Als O. W. Fischer vor nicht allzulanger Zeit aus Hollywood zurückkehrte, da rauschte es gewaltig im deutschen Zeitungs-Blätter-Wald. Man warf dem Schauspieler Starallüren vor, sprach sogar davon, daß er durch seine Launen den deutschen Film im Ausland in Mißkredit gebracht habe, und prophezeite ihm, nicht ohne Schadenfreude, daß er sich mit diesem Schritt selbst die Grube gegraben habe. Aber diese Propheten mußten unrecht behalten! Inzwischen ist der amerikanische Film, in dem O. W. die Hauptrolle spielen sollte, angelaufen und bei Presse und Publikum durchgefallen. Es ist ein ausgesprochen schlechter Film. Fast gleichzeitig ist O. W. Fischers erster deutscher Streifen nach seiner Rückkehr aus den USA gestartet worden, die Komödie „Skandal in Ischl“. Wieder einmal hat es sich bestätigt: O. W. ist ein ausgezeichneter Komödiant, ein hervorragender Schauspieler.

Fotos: E. Schwarz (1); Schorch-Film (1).

## Das kommt nicht wieder



SPITZENLEISTUNGEN verstorbener Schauspieler zeigt dieser ungewöhnliche Film. Hier Lizzi Waldmüller in „Casanova heiratet“



DIE HAUPTROLLE spielt Paul Wegener in dem Film „Unheimliche Geschichten“. Auch er wird noch einmal auf die Leinwand gebannt



EIN WIEDERSEHEN mit Retraut Richter, dem „Veilchen vom Potsdamer Platz“, läßt viele alte Erinnerungen wieder wach werden.



UNVERGESSEN auch Heinrich George in einer eindrucksvollen Szene des Films „Das Meer ruft.“

Fotos (4): Imago/NF-Film